Kaskett

Zeitschrift der Freunde des Bayerischen Armeemuseums e.V. Heft 19



Zum Geleit

Liebe Freunde und Förderer des Bayerischen Armeemuseums,

2003 war ein Jahr vieler bedeutender Gedenktage: Der 50. Jahrestag der Niederschlagung des Volksaufstandes in der DDR. Der Aufstand hatte Ulbrichts Macht erhalten und gefestigt. Sowjetpanzer hatten damals die DDR gerettet. Man weiß, ohne ihren Einsatz wäre das Ende nicht erst am 9. November 1989 gewesen, sondern am 17. Juni 1953.

40 Jahre „Deutsch-Französischer Vertrag". Das Fundament erfolgreicher Zusammenarbeit beider Länder auf vielen Gebieten, bis zur Aufstellung der „Deutsch-Französischen Brigade".

200 Jahre Säkularisation (1803–2003). Mit der Unterzeichnung des Reichsdeputationshauptschlusses 1803 wurde die Auflösung fast aller Klöster, Stifte und geistliche Herrschaften besiegelt. Der geistliche Besitz wurde säkularisiert, d.h. enteignet und verweltlicht. Die politische Karte – nicht nur in Bayern – veränderte sich grundlegend. Die Säkularisation hat Gutes gebracht, vor allem im Rechtswesen, aber indem sie rücksichtslos Kulturgüter und Gewachsenes beseitigte, entfaltete sie nicht selten destruktive Wirkungen.
Festzuhalten ist auch, daß die Revolutionskriege Kaiser Napoleons, die zu neuen Gebietseinteilungen führten, das Tor zur Säkularisation öffneten.

Für Bayern – wie für Deutschland und die Welt – ist das Deutsche Museum mehr als ein Schaubild genialer Technik und Erfindungen. Das Museum kann 2003 auf 100 Jahre zurückblicken. „Kaskett" gratuliert in diesem Heft mit einem Beitrag.

EK – Eisernes Kreuz – 1813-2003, 190 Jahre. Peter Hild zeigte in seinem Referat bei der Mitgliederversammlung im Juli dieses Jahres die Geschichte des EK auf. Wenn es auch als Orden nicht mehr verliehen wird, ziert es doch noch heute den Flug- und Wagenpark der Bundeswehr. In diesem Heft erleben sie die Geschichte des „Kreuzes".

Die Mitgliederversammlung – siehe nachfolgenden Beitrag auf Seite 4 – verlief harmonisch und war auch äußerst gut besucht. Leider mußte auch in diesem Jahr die Exkursion (nach Brüssel) wegen zu geringer Beteiligung abgesagt werden. Der Vorstand wird in Kürze entscheiden, welche Aktivitäten 2004 geplant sind. Sie werden darüber gesondert informiert.

Für Ihre Treue zum Verein darf ich mich zum Abschluß des Jahres herzlich bedanken. Auch dem Vorsitzenden des Kuratoriums Herrn Staatsminister a.D. Dr. Manfred Weiß. Anerkennung auch dem Museumsdirektor Dr. Ernst Aichner mit seinen Mitarbeitern. Hervorheben möchte ich auch die Unterstützung und Mitarbeit meiner Vorstandsmitglieder.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches, gesundes, friedvolles 2004.

Ihr Manfred Dumann

Vorsitzender der „Freunde des Bayerischen Armeemuseums"

Kaskett

Zeitschrift der Freunde des Bayerischen Armeemuseum e.V.

Heft 19 – Dezember 2003

Inhalt

	Seite
Zum Geleit	2
Ergebnissniederschrift	4
190 Jahre Eisernes Kreuz	6
Die „baierische Bierreise"	12
Der Feldbackofen S.d.A.h. 106.	20
Wissen auf Knopfdruck: „100 Jahre Deutsches Museum"	25
Glanzvolle Reminiszenz an eine vergessene Gestalt der Geschichte	31
Bamberg beleuchtete Epoche Kaiser Heinrichs II.	33
Zank um Graf Colloredos Heimkehr Landesfürst und Erzbischof	39
Christian Wilhelm Faber du Faur: Der Rußlandfeldzug Napoleons 1812	43
Die „Lepanto – Monstranz"	49
Zinnfigurenwettbewerb	54
„Festungen"	58

Titelbild
Christian Wilhelm von Faber du Faur, Bildchronist (1780-1857), Selbstbildnis

Rückseite
G. Adolf Cloß-Steglitz – Kriegsweihnacht 1916

Impressum

Herausgeber:
Freunde des Bayerischen Armeemuseums e.V.
Paradeplatz 4, 85049 Ingolstadt,
Tel: 0841-9377-0, Fax: 0841-9377-200
Internet: http://www.bayerisches-armeemuseum.de/
E-Mail: sekretariat@bayerisches-armeemuseum.de

Redaktion:
Manfred Dumann
Schimmelleite 35, 85072 Eichstätt

Satz/Repro:
ROYAL MEDIA Publishing, Dornach/München

Druck:
Druckerei Kriechbaumer, Ottobrunn

geht Bilfinger
Herr Müller 089-444 924644

WALTER VOGEL, PROTOKOLLFÜHRER:

Ergebnisniederschrift

der ordentlichen Hauptversammlung am Samstag, 12. Juli 2003, im Fahnensaal des Bayerischen Armeemuseums, Ingolstadt, Paradeplatz 4

Anwesend waren: 61 Mitglieder, sowie zahlreiche Gäste und Ehrengäste

Beginn: 12.15 Uhr

Regularien

Herr Dumann begrüßte nochmals die anwesenden Ehrengäste, Gäste und Mitglieder. Er stellte die form- und fristgerechte Einberufung zur ordentlichen Hauptversammlung und deren Beschlußfähigkeit fest. Sein besonderer Dank gilt wieder einmal der Bläsergruppe der Bayerischen Bereitschaftspolizei unter der Stabführung des Herrn Apitz.

TOP 1 – Bericht des 1. Vorsitzenden Manfred Dumann

Im abgelaufenen Geschäftsjahr haben drei Sitzungen des Vorstandes stattgefunden. Bei der Mitgliederzahl konnten auch in diesem Jahr die Neuzugänge lediglich die bedauerlichen Abgänge ausgleichen. Die Mitgliederbeiträge sind bei der immer geringer werdenden Spendenbereitschaft die wichtigste Finanzierungsquelle für unsere Fördertätigkeit. Daher dankte Herr Dumann allen Mitgliedern für ihr Engagement und ihren Einsatz für den Freundeskreis. Aus den Beiträgen konnte ein besonderer Wunsch des Herrn Dr. Aichner finanziert werden: ein voll einsatzfähiger, fahrbarer Feldbackofen aus dem 2. Weltkrieg, der in Norwegen geblieben war und dessen Geschichte, Einsatz und beeindruckende Leistungsfähigkeit unser Mitglied, Herr Bäckermeister Müller aus München, in einem Kurzreferat erläutert hatte. Nach einer Gedenkminute für unser verstorbenes Mitglied, Herr Brigadegeneral a.D. Koch-Erpach, ließ Herr Dumann die Ereignisse des vergangenen Jahres Revue passieren. Leider mußte die Exkursion Sedan und Verdun wegen zu geringer Teilnehmerzahl ausfallen. Anschließend sagte Herr Dumann allen Mitarbeitern des Bayerischen Armeemuseums ein herzliches Dankeschön.

TOP 2 – Bericht des Museumsdirektors

Herr Dr. Aichner stellte einleitend fest, daß die Zeiten für Museen nicht einfacher werden, weil auch vor seinem Haus Budgetkürzungen nicht Halt machen. Gottseidank habe er in den vergangenen Jahren die Computerausstattung in den Büros überholen und erneuern lassen, was ihm jetzt

nicht mehr möglich sein würde. Besondere Sorgen machte ihm das Personalwesen. Er hofft, das Museum der Bayerischen Polizei in zwei bis drei Jahren eröffnen zu können.
Herr Dr. Aichner erwähnte die in Vorbereitung befindliche Sonderausstellung „Festungen". Die Zinnfiguren-Ausstellung „Herzog von Bayern" war wieder ein großer Erfolg und ist auch für 2004 geplant. Beachtenswert war die starke Beteiligung aus Italien und Frankreich. Besonders stolz ist Herr Dr. Aichner darauf, daß diese Ausstellung im Bayerischen Armeemuseum in der internationalen Fachpresse zu einem „Muß" aufgewertet worden ist.
Die vom Freundeskreis finanzierte Neuerwerbung „Feldbackofen" ist für Herrn Dr. Aichner eine besondere Freude. Sie sei auch ein Ausdruck der gewandelten Ankaufspolitik, nämlich von Masse zu Klasse, weniger sei oft mehr. Er bedankte sich sehr herzlich dafür.

TOP 3 – Bericht des Schatzmeisters
Die Erwerbungen für das Bayerische Armeemuseum haben per 31.12.01 eine Summe von € 467.089 erreicht. Den Einnahmen im Jahr 2002 in Höhe von € 27.377 standen Ausgaben in Höhe von € 28.792 gegenüber. Weil die Ausgaben für das Kaskett in Höhe von € 7.687 wieder in voller Höhe durch eine von Herrn Dumann vermittelte Spende finanziert werden konnte, standen die Beiträge voll für Ankäufe zur Verfügung.

TOP 4 – Bericht der Kassenprüfer
Herr Philipp verlas in Vertretung den Bericht der Kassenprüfer über die am 27.2. bei Herrn Professor Nibler durchgeführte Prüfung für das Geschäftsjahr 2002. Es gab keine Beanstandungen. Herr Philipp beantragte die Entlastung des Schatzmeisters. Die Entlastung erfolgte bei einer Enthaltung einstimmig. Entlastung des Vorstandes: Die Entlastung erfolgt bei Stimmenthaltung der Vorstandsmitglieder einstimmig.

TOP 5 – Aktivitäten 2003/2004
Der Vorschlag des erweiterten Vorstandes für die Exkursion ist Brüssel mit Besuchen der Städte Gent, Brügge-Löwen sowie Waterloo und des neuen Museums über den 1. Weltkrieg in Flandern, welches in Ypern geschaffen worden ist. Dauer circa 4 Tage im Oktober/November.
2004 jährt sich auch die Schlacht von Höchstätt zum 300sten Mal. Das Bayerische Armeemuseum bereitet zusammen mit der Bayerischen Schlösserverwaltung im Schloss Höchstätt eine große Sonderausstellung vor. Diese Schlacht war eine der größten militärischen Operationen im 18. Jahrhundert.
Im Jahr 2004 steht das 125-jährige Bestehen unseres Museums mit einer Festveranstaltung an.

TOP 6 – Anträge und Verschiedenes
Ohne Anträge

Ende der Versammlung um 13.10 Uhr.

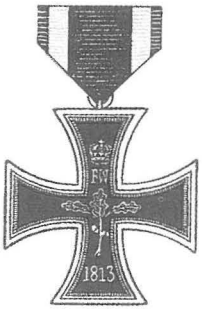
PETER HILD

1813-1870-1914-1939

190 Jahre Eisernes Kreuz

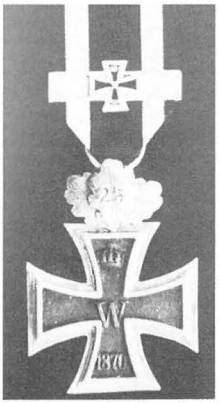
Dieser Beitrag war das Hauptreferat der Mitgliederversammlung im Juli 2003

Das schlichte Kreuz aus Eisen wurde am 10. März 2003 190 Jahre alt. Im Jahr 1996 hat sich die Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger (OdR) zur Traditionsgemeinschaft das Eisernen Kreuzes erweitert und ist damit - neben den deutschen Streitkräften - die Alleinvertreterin des Erbes jener ursprünglich preußischen, ab 1870 kleindeutschen[1]) und ab 1939 großdeutschen[2]) Tapferkeitsauszeichnung.

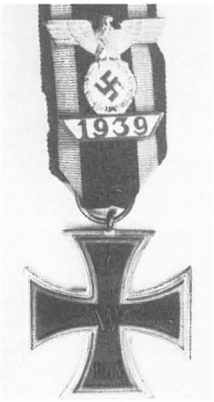


Originalfassung 1813

1811 hatte Oberst von Gneisenau dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. vorgeschlagen, in einer entstehenden Freiheitsbewegung der durch die napoleonischen Zwangsherrschaft unterdrückten europäischen Völker eine neue Auszeichnung zu stiften, die etwas Revolutionäres in sich trug. Eine in den preußischen Farben schwarz und weiß gehaltene Schärpe solle dem gemeinen Soldaten bei entsprechender Tapferkeit ebenso verliehen werden können wie dem Unteroffizier, Offizier oder General. Auf Preußens Königin Luise soll der Satz zurückgehen: "Es gibt nur eine Tapferkeit!" Das noch zögerliche Staatsoberhaupt[3]) stimmte nach Überzeugungskunst seiner patriotischen Gemahlin dem Kriegseintritt auf Seiten des Russischen Zarenreiches zu. Das Eiserne Kreuz wurde im seligen Andenken an die kurz zuvor verstorbene Luise Königin von Preußen anlässlich ihres Geburtstages am 10. März 1813 in Breslau gestiftet.



EK II 1870 mit Wiederholungsspange 1914 (mit Jubiläumsblatt von 1895)



Eisernes Kreuz II. Klasse 1914 mit Wiederholungsspange 1939

Als Sinnbild einer eisernen Zeit, aus welcher nur eiserne Standhaftigkeit retten könne, hatte der bekannte Maler und Baumeister Karl Friedrich Schinkel den Orden in drei Stufen gestaltet. Das EK II wurde in einem der obersten Knopflöcher der Uniform als schwarz-weißes Band getragen[4]). Das EK I wurde auf der linken Brust getragen. Das Großkreuz des EK wurde als Halsorden von den höchsten militärischen Führern getragen[5]). Im Zentrum des gleichschenkligen schwarzen Kreuzes, welches in allen Stufen durch einen feingestalteten silbernen Rand umgeben ist, befinden sich auf dessen Rückseite[6]) drei Eichenblätter abgebildet, darunter die Jahreszahl 1813. Im oberen Schenkel des Kreuzes befindet sich die preußische Krone, zwischen dieser und dem Eichenlaub das Monogramm des Staatsoberhauptes: 1813 „FW" für Friedrich Wilhelm III.[7]), 1870 im Zentrum der Kreuz-Vorderseite zusätzlich „W" für Wilhelm I. (darüber nochmals die preußische Krone und darunter das Neustiftungsjahr 1870), 1914 „W" für Wilhelm II., 1939 die Swastika als Staatssymbol (Hitler verzichtete zugunsten eines einenden Symbols einer neuen Zeit auf seine Initialen). Bei der bislang letzten Neustiftung fielen auf der Rückseite des EK II, des Großkreuzes des EK und des Ritterkreuzes des EK Eichenlaub und Königskrone (wie auf der Vorderseite) weg. Ausschließlich die Jahreszahlen der ersten und der neuesten Stiftung bleiben in der Formgebung des Schmuckes erhalten. Im Krieg gegen Dänemark 1864 und im „deutschen Bruderkrieg" gegen Österreich-Ungarn 1866 wurde das Eiserne Kreuz ausdrücklich nicht wieder gestiftet. Erst zum deutsch-französischen Krieg 1870/71 wurde es durch den preußischen König und späteren deutschen Kaiser Wilhelm I. – 60. Todestag am 19. Juli – durch eine Neustiftung erneuert. Sowohl die Inhaber des EK I als auch jene des EK II wurden „Ritter des Eisernen Kreuzes" genannt. Erstmals wurde das EK im Krieg 1870/71 auch an nichtpreußische Deutsche verliehen. Außergewöhnlich tapfere Soldaten verbündeter Nationen konnten sich das Eiserne Kreuz aber auch schon in



Kaiser Friedrich II., 1888

den Befreiungskriegen erwerben[8]). Schon 1813-15 wurde das EK II wenigen Frauen verliehen, die sich in patriotischer Einstellung als Männer verkleideten und im Kampf „ihren Mann" standen. Eleonore Prochaska (alias Lützower Jäger August Renz) und Sophie Krüger (alias August Krüger), Friederike Krüger (alias Musketier Lübeck) und Johanna Stegen sind Namen, die als Heldenfrauen in die jüngere deutsche Geschichte eingegangen sind. Erst mit der Ausweitung der Kämpfe in alle Gesellschaftsschichten des Volkes wurden zu Kriegsende 1944/45 auch in Deutschland Frauen zu den Waffen gerufen. Im Weltkrieg 1939-45 wurde das EK II offiziell mindestens 40 Frauen verliehen[9]), in den ersten fünf Kriegsjahren zumeist Rotkreuzschwestem an der Front. Die bekanntesten Vorbilder sind die DRK-Schwestern Elfriede Wunk und Ilse Daub sowie die Fliegerinnen Hanna Reitsch und die jüdische Melitta Gräfin Stauffenberg; Hanna Reitsch und der DRK-Schwester Else Grossmann soll auch das EK I. Klasse verliehen worden sein!

1914, am Beginn des Ersten Weltkrieges wurde das Eiserne Kreuz durch den Enkelsohn des zweiten Stifters, den preußischen König und deutschen Kaiser Wilhelm II. neu gestiftet. Das Band trug noch die preußischen Farben. Die höchsten Tapferkeitsauszeichnungen wurden noch auf Landesebene und mit Standesunterschieden verliehen.

Erst durch den Zweiten Weltkrieg gab es in ordenskundlicher Sicht eine weitere Revolutionierung in der Phalerestik. Das Band des Eisernen Kreuzes trug nun die Reichsfarben schwarz-weiß-rot. Ferner gab es keine unterschiedlichen höchste Tapferkeitsorden mehr, welche auf Landesebene verliehen wurden (Pour-le-mérite und goldenes Militärverdienstkreuz in Preußen;



Oberst Ali Fuad Bey. Führer des VIII. türkischen Armeekorps. Ausgezeichnet mit beiden Eisernen Kreuzen.



Der Österreicher Franz J. Bachinger mit EK I und EK II



Kronprinz Rupprecht von Bayern mit EK I und EK II

Militär-Max-Josef-Orden in Bayern; Militär St. Heinrichs-Orden in Sachsen; Militär-Karl-Friedrich-Verdienstorden in Baden usw.). An diese Stelle trat mit Kriegsbeginn 1939 ein Halsorden, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Es konnte an Mannschaften, Unterführer, Offiziere und Generale verliehen werden; prozentual gesehen erhielten das Ritterkreuz des EK sogar mehr Mannschaften und Unteroffiziere (23%) als die Generalität (7%). Bis 1944 wurde es als Komturorden in fünf Stufen verliehen. Die fünfte Stufe, das goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum RE des EK, wurde wie das Großkreuz des EK 1939-45 nur je einmal verliehen. Von der Gestaltung blieben alle fünf Stufen als ein einziger Orden, der des Eisernen Kreuzes, erkennbar![10])

Von 7.361 insgesamt verliehenen Ritterkreuzen des Eisernen Kreuzes war etwa jeder 21. Österreicher, trugen 43 Ausländer verbündeter Streitkräfte[11]) und jeweils mindesten 27 europäische Ausländer innerhalb der Waffen-SS und 23 deutsche Juden diese höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung.

Der Reichswehrminister der Weimarer Republik, Otto Gessler, sagte 1952: „Kriegs- und Tapferkeitsauszeichnung sind und bleiben ehrwürdig, die Taten ihrer Träger der Anerkennung wert!"

Durch das Ordensgesetz von Bundespräsident Theodor Heuß vom 26. Juli 1957 ist das Tragen des Eisernen Kreuzes und seiner höheren Stufen auch auf dem Territorium der Bundesrepublik Deutschland geregelt. Entfernt wurde nur das Hakenkreuz im Zentrum des Kreuzes, welches durch die rückseitig angebrachten drei Eichenblätter des EK von 1813 auf der Vorderseite über der Jahreszahl 1939 ersetzt wurde. Auf den Kampffahrzeugen und Flugzeugen der Bundeswehr prangt das Eiserne Kreuz noch heute als Zeichen deutscher Wehrhaftig- und Tapferkeit[12]).



Heutige Trageweise des Eisernen Kreuzes



GenLt Wolfgang Langel RK am 14.5.44 Kdr Korps-OH.C zeichnet im Jan. 1945 den Gefreiten Walter Fiedler mit dem Ritterkreuz aus. Der Geehrte war 18 Jahre alt, Artill. Regt. 219, Fernsprecher in der Stabsbatterie II /219.



Landtagsabgeordneter und (Ehren-) Oberbürgermeister a. D. Major der Wehrmacht und Major d. R. der Bundeswehr, Günther Hochgartz

Anmerkungen:

[1] Erst durch die im Januar 1871 in Versailles stattgefundene Kaiserproklamation des preußischen Königs Wilhelm I. zum Staatsoberhaupt des neu gegründeten Deutschen Reiches gab es ein Ende der Vielländerei in Deutschland.

[2] Nach dem Beitritt Österreichs zum Deutschen Reich durch die Volksabstimmung im März 1938 wurde aus beiden Staaten Groß-Deutschland.

[3] Preußens König herrschte nach dem Sieg Napoleon Bonapartes über sein Herrschaftsgebiet auf des Franzosen Gnade: Eine Unterstützung der Freiheitsbewegung seines Volkes wäre ihm als Verrat erschienen.

[4] Nur am Verleihungstag oder in der großen Ordensschnalle wurde der Orden selbst an der Uniform getragen.

[5] Nach neuesten Erhebungen wurden 1813-15 8.542 EK II (zusammen 7.000 ererbte EK II und 369-374 EK II am Nichtkämpferband sowie 7.131 „Kulmer Kreuze" an die russischen Verbündeten), 635-668 EK I und 5 GK zum EK verliehen. Im Krieg gegen Frankreich 1870/71 wurde das EK II 40.200 mal an Kämpfer und 3.050 mal an Nichtkämpfer verliehen, das EK I 1.230 und das GK zum EK neunmal. Im 1. Weltkrieg erhielten zwischen 5,2 und 5,4 Millionen deutsche Soldaten das EK II und 200–218.000 mal das EK I. Das Großkreuz wurde viermal verliehen; der Blücherstern (wie 1813–15) nur einmal. Im 2. Weltkrieg wurde das EK II nur an 2,3 Mio. (bei 18–20 Mio. Soldaten insgesamt), das EK I an etwa 300.000 Soldaten verliehen. Das Großkreuz wurde einmal verliehen. Die Sonderstufen des EK als „Ritterkreuz des EK" wurde 7.318 mal an Angehörige der Deutschen Wehrmacht verliehen (und 43 Mal an verbündete Ausländer fremder Armeen), die höheren Stufen Eichenlaub 882 Mal an Angehörige der Deutschen Wehrmacht und sechsmal an fremdländische Soldaten verliehen, die

Schwerter 159 Mal, 27 Mal wurden Brillanten und einmal das goldene Eichenlaub verliehen.

[6] Aus preußischer Bescheidenheit war die eigentliche Trageweise der Vorderseite von EK II und Großkreuz des EK schmucklos. Von den allermeisten Beliehenen wurde die Rückseite allerdings als Vorderseite getragen.

[7] In dieser Gestaltung blieb die jeweilige Rückseite von EK II und Großkreuz des EK 1813, 1870 und 1914 gleich. Nur die Vorderseite veranschaulichte die jeweilige Neustiftung.

[8] Russischen Soldaten der Befreiungskriege wurde 7.131 Mal das sogenannte „Kulmer Kreuz" (eine Abwandlung des EK) verliehen.

[9] Die Namen von 32 Frauen sind bekannt. Zwei Ausländerinnen, eine Wallonin und eine Norwegerin wurde das EK verliehen, 1940 war die erste Verleihung an Hanna Reitsch, sieben weitere folgten 1942, vier Frauen wurden 1943 nachweislich ausgezeichnet, drei weitere 1944 und mindestens 17 Frauen erwarben sich die Tapferkeitsauszeichnung in den ersten Monaten des Jahres 1945 – darunter auch die Ehefrau eines Ritterkreuzträgers!

[10] Als weitere höchste Tapferkeitsauszeichnung wurden 1941 das Deutsche Kreuz (in Silber und Gold) und 1944 die Ehrenblattspange gestiftet, die unmittelbaren Bezug zum EK hatten. Das DK war in der Form des Strahlenkranzes und Trageweise dem Blücherstern (er wurde nur zweimal verliehen: 1813-15 an Marschall Gebhard Leberecht Fürst Blücher von Wahlstatt und 1914-18 an Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorff und von Hindenburg) ähnlich; nach der Trageweise von 1957 und Ersetzen und Swastika durch EK sogar identisch. Die Ehrenblattspange wurde auf dem Ordensband des EK II getragen.

[11] Rumänen, Italiener, Slowaken, Ungarn, Japaner, Spanier und Finnen.

[12] Es wurde durch Generalinspekteur Hartmut Bagger 1998 nur grau eingefärbt. Die DDR hatte ideologische Vorbehalte gegenüber dem EK von 1939. Dennoch wurden die Streitkräfte der KVP und NVA – genauso wie ÖBH in Österreich oder BGS und BW in Westdeutschland – maßgeblich von Trägern des Ritterkreuzes aufgebaut und geprägt. Es waren eben die Tapfersten der Tapferen! Innerhalb der NVA wurden in den letzten Jahren des Bestehens der DDR sogar Tapferkeitsorden für einen kommenden Krieg geprägt, die bezeichnenderweise „Blücherorden" genannt wurden.

Dr. Thomas Müller

Die „bairische Bierreise nach Thüringen“

Der Deutsche Krieg von 1866 im Raum Suhl

Der Krieg von 1866 beendete das seit den Zeiten Friedrichs des Großen mal mehr, mal weniger heftige Ringen um die Vorherrschaft im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation bzw. nach dessen Auflösung am 6. August 1806, dem Deutschen Bund, jenem losen Verbund souveräner deutscher Einzelstaaten. Binnen weniger Wochen katapultierte das relativ junge Preußen, erst seit 1701 ein Königreich von eigenen Gnaden, unter der politischen Führung seines Kanzlers Otto von Bismarck einerseits sowie unter der militärischen Ägide des damaligen, bis dato noch schwer unterschätzten Generalstabschefs Helmut von Moltke („dem Älteren“) andererseits das in Jahrhunderten gewachsene Habsburgerreich als bisherige Führungsmacht von der politischen Bühne Mitteleuropas. Zwar besiegte der Vielvölkerstaat in einem Parallelkrieg die italienischen Streitkräfte militärisch, aber das Herabsinken zu einer europäischen Mittelmacht in der Folge der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz (im heutigen Tschechien) konnten weder die bravourös geschlagene Schlacht vor der Adria-Insel Lissa noch der österreichische Sieg von Custozza (bei Verona) verhindern. Das weltgeschichtlich bedeutsame Ergebnis dieses Krieges besiegelte damit die sogenannte „kleindeutsche“ Lösung mit Preußen als der neuen Großmacht in Zentraleuropa.



Generalfeldmarschall von Moltke (1800–1891), der Feldherr der deutschen Einigungskriege

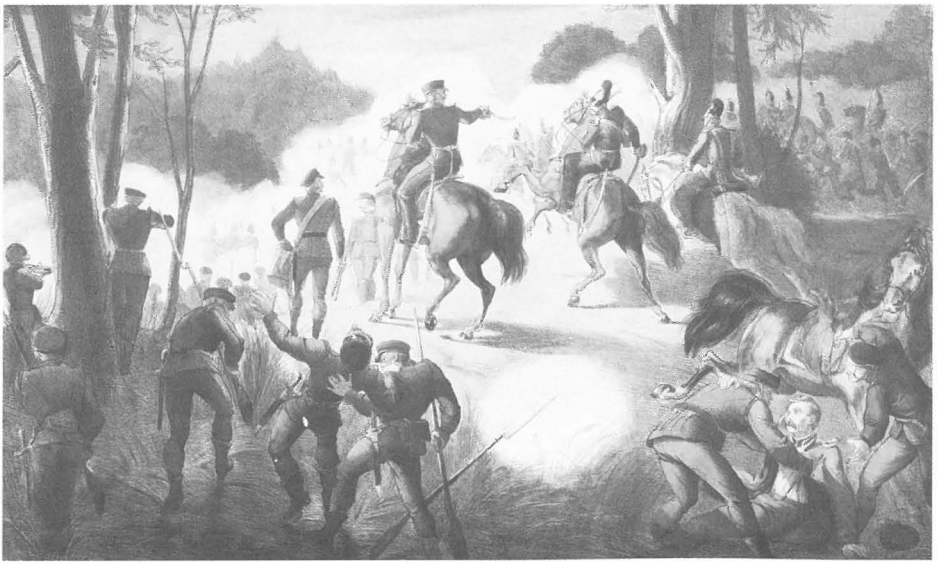
Politisch betrachtet war dieser Krieg der letzte „Kabinettskrieg“, ein Begriff, der eigentlich die dynastische Kriegführung im 18. Jahrhundert kennzeichnet und mit den neuartigen Volkskriegen im Zuge der Französischen Revolution bzw. mit den Napoleonischen Kriegen überholt schien, mit Bismarck aber eine

kurze Renaissance erfuhr. Auf der strategischen Ebene suchte Preußen auf zwei verschiedenen Kriegsschauplätzen zusammen mit 17 weiteren norddeutschen Staaten die militärische Entscheidung über die Streitkräfte der überwiegend südlichen Staaten unter der Führung Österreichs, darunter Bayern, Württemberg, Sachsen, aber auch Hannover. Auf der operativen Ebene glückte Moltke gegenüber seinem Hauptgegenspieler, dem Österreicher Benedek, das, was man unter dem Schlagwort „getrennt marschieren - vereint schlagen" versteht. Und schließlich taktisch: Das Zündnadelgewehr der Preußen, von hinten zu laden und viermal so schnell feuernd, triumphierte über die Podewils-Vorderlader der verbündeten „Südstaaten" (die preußische Artillerie indes wurde von den Österreichern klar deklassiert!). Die Bevölkerung aber war entsetzt über diesen Krieg, einen Bürgerkrieg, wie sie meinte, eine Tragödie unter Deutschen, des Kulturstaates Deutschland nicht würdig. So viel zum Hintergrund dieses Krieges, dessen westlichen und damit auch thüringischen Ableger Theodor Fontane in seinem dreibändigen Werk „Der Krieg von 1866" als „bairische Bierreise" bezeichnet.



König Ludwig I. (1786-1868)

Was aber, und damit sind wir endlich beim Thema, war die Rolle der alten Waffenstadt Suhl in diesem Orlog? Während die historisch-strategische Entscheidung auf dem böhmischen Kriegsschauplatz fiel, kam es auch in den deutschen Kernlanden zu heftigen und nicht weniger blutigen Gefechten. Dem Operationsplan der Verbündeten zufolge sollte sich das VII. Bundeskorps – de facto die bayerische Armee unter dem Wittelsbacher Prinzen Karl von Bayern – von Süden her anrückend mit dem VIII. Bundeskorps des Prinzen Alexander von Hessen aus Norden im Fuldatal vereinigen und so die Preußen einschließen. Die Eigenwilligkeit der Mittelstaaten, vor allem das zögerliche, wenig entschlossene Vorgehen der Hannoveraner verhinderten indes letztlich jede – ohnehin nicht besonders originelle – größere operative Konzeption. Den Preußen, geschickt geführt von ihrem Oberbefehlshaber Vogel von Falckenstein, war es mittlerweile jedoch gelungen, wenn auch zunächst unter Schwierigkeiten, die hannoveranischen Truppen unter ihrem General von Arendtschild bei (Bad) Langensalza festzunageln - Entsatz tat not! Bis dieser jedoch überhaupt hätte wirksam werden können, kesselten die mittlerweile auf circa 40.000 Mann angewachsenen Preußen die 20.500 Soldaten Arendtschilds endgültig ein und zwangen sie am 29. Juni 1866 zur Kapitulation. Die Verluste: 850 Gefallene und Verwundete auf Seiten der Preußen, 1.430 seitens Hannovers. Was nun folgte, ging in die (Militär-) Geschichte dieses



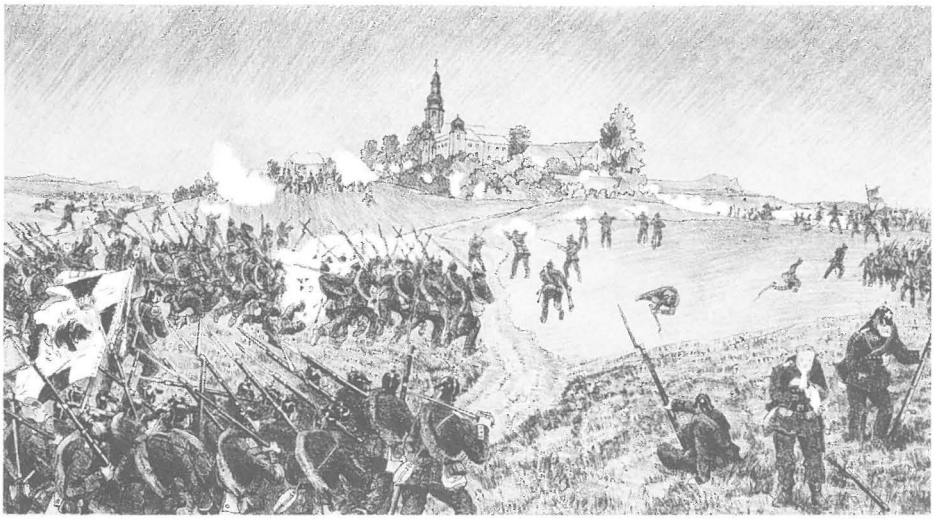
Wasungen, Juni 1866

Krieges als „Mainfeldzug" ein: der weitere Vorstoß Preußens nach Süden, um den nächsten Gegner, jetzt die Bayern, aus dem Weg zu räumen.

Die knapp 100.000 Mann starke bayerische Armee (vier Divisionen zu je zwei Brigaden) war bis zum 20. Juni im Raum Bamberg aufmarschiert – und wartete, fünf lange Tage! Nach etlichem Hin und Her aufgrund widersprüchlicher oder auch ausbleibender Meldungen hinsichtlich der Armee Hannovers verlegten die Bayern schließlich nach Schweinfurt, um von dort aus über Suhl, Ohrdruf und Gotha die eingeschlossenen Hannoveraner zu entsetzen. Am 28. rückte das VII. Bundeskorps dazu nordwärts ab – indes: Enthusiasmus, Engagement und Sympathien der Bayern für ihre Bundes-Kameraden jenseits des Weißwurstäquators hielten sich in überschaubaren Grenzen. Vier Tage, vom 28. Juni bis zum 1. Juli 1866, währte die Invasion der bayerischen Armee in Südthüringen, denn noch wußte man ja noch nichts von der Niederlage und Kapitulation Hannovers bei Langensalza. Selbst gemessen an den Maßstäben, die man damals an ein reguläres Heer stellte, verlief die Besetzung von Meiningen (hier auch das neue bayerische Hauptquartier), Wasungen, Hildburghausen, Themar und vielen weiteren Ortschaften des damaligen Kreises Schleusingen im Verlauf des 29. Juni recht ungeordnet. Bereits in Mellrichstadt war es zu erheblichen Verkehrsstaus gekommen. Der Vormarsch „stockte; alles war von Truppen und Fuhrwerken vollgepfropft. Verpflegungskolonnen mußten sechs Stunden seitwärts der Chaussee warten, eh sie den Weg fortsetzen konnten. Weil für Cantonnierung (Unterkunft) nicht vorgesehen war, drängte sich alles in den der Straße zunächst liegenden Dörfern zusammen, wo es zu den größten Verwirrungen kam. Der Gedanke konnte angesichts dieses selbstverschuldeten Chaos kaum ausbleiben, daß diese Schwerfälligkeit unfähig sei, zum Siege zu führen."[1] In Schmiedefeld, das von der Besetzung verschont bleiben sollte, hatte ein umsichtiger Landrat namens Herold, zugleich auch der höchste Beamte in Schleusingen, gemäß einer entsprechenden königlich-preußischen Dienstvorschrift die Gelder aller staatlichen Kassen rechtzeitig vor dem Einmarsch der Bayern nach Erfurt und Magdeburg

[1]) *Fontane, Theodor, Der deutsche Krieg von 1866. Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland; Bd. 2. Berlin 1871, S. 58.*

[2]) *Stoll, Heinrich, Die Bayern in Suhl. Die feindliche Invasion der königlich bayerischen Truppen im Jahre 1866. In: Henneberger Heimatblätter, Monatsschrift für hennebergische Geschichte, Heimat- und Volkskunde, Sprache und Literatur (Beilage zur „Suhler Zeitung"), Neue Folge, Nr. 2/Februar 1931, Suhl, o. S.*



Zella, Juni 1866

in Sicherheit bringen lassen. Darüber hinaus hielt er die Regierungsstellen in Berlin und Erfurt ständig über die bayerischen Truppenbewegungen auf dem Laufenden.

Noch am Abend des 29. Juni, ein Freitag, besetzten Teile der 1. Division des I. bayerischen Armeekorps – 24 Bataillone, 144 Kompanien Infanterie, 20 Eskadrons Kavallerie und 60 Artilleriegeschütze – Schleusingen; hier richtete sich auch das Generalkommando des I. BAK ein. Ab dem nächsten Morgen folgten Steinbach, Breitenbach, Benshausen und schließlich, gegen 10.00 Uhr vormittags, Suhl. Oder anders ausgedrückt: Unter der Führung von sechs Generalen fielen an jenem Wochenende insgesamt 572 Offiziere, 1.569 Unteroffiziere und exakt 26.914 Mannschaften mitsamt ihren 3.619 Dienstpferden[2)] in Südthüringen ein, davon ein Detachement von 30 Offizieren und 1.108 Mannschaften in Suhl. Am Nordrand der Stadt, angelehnt an die 1863 gegründete „Eisengießerei und Maschinenfabrik Schilling & Krämer" (heute befindet sich hier schräg gegenüber das „Henneberger Haus)", wurde ein Feldposten, also eine kampfkräftige Gefechtssicherung, eingerichtet. Etwa entlang einer Linie von den „Toten Männern" über Struth nach Lauter sicherten Doppel- und Alarmposten die okkupierte Stadt; Spähtrupps klärten die Umgebung auf, eine Kavalleriepatrouille fühlte im Zuge dieser Maßnahmen schließlich bis Zella-Mehlis vor [3)]. Aber auch die Ortschaften um Suhl wurden besetzt: In Altendambach biwakierten beispielsweise 422, in Dietzhausen 710,

in Dillstädt 994, in Erlau 509, in Wichtshausen 1.003 oder in Kloster Veßra 25 Bayern [4].

Uns interessiert jedoch hier mehr die kurze Zeit der bayerischen Besetzung Suhls, der die Suhler zunächst recht neutral entgegenblickten: Nicht wenige von ihnen, Jüngere in erster Linie, waren den Neuankömmlingen vor lauter Neugier sogar bis Hirschbach entgegengeeilt. Das alte Rathaus und das damalige Postamt wurden als die strategisch wichtigsten Gebäude einer Stadt natürlich als erste besetzt. Zur Orientierung für uns Heutige: Das Postamt in der Poststraße Nr. 9 (später übrigens der Herstellungsort der ehemaligen „Suhler Zeitung") stand an einer heute nicht mehr existierenden Straße zwischen dem „Sporthaus Kick" und der Friedrich-König-Straße. Auf dem Marktplatz fuhr als ultima ratio im Falle von Widerstand aus den Reihen der Einwohnerschaft eine leichte Sechspfünder-Batterie auf und ging in Stellung. Ysenburg selbst bezog gegenüber dem Rathaus in einem der besten Restaurants Suhls jener Tage Quartier, im „Deutschen Haus" (an dieser Stelle entstand später das Kaufhaus „Konsum" bzw. der HO-Sitz, heute „K&L Ruppert").

Die Suhler nahmen die bayerischen Soldaten zunächst recht wohlwollend auf, bisweilen entwickelte sich in kurzer Zeit sogar ein „so herzliches Verhältnis, daß der Abschied (zwei Tage später) in vielen Fällen sehr schwer gefallen sein soll. Andererseits wird auch gemunkelt, daß einige Suhler Büchsenmacher so freundschaftlich gewesen seien, dafür Sorge zu tragen, daß den Bayern ihre Schußwaffen nicht so schnell losgehen konnten." [5] Dennoch herrschte auch in dieser Zeit der Herrschaft der Kriegsgöttin Bellona nicht eitel Sonnenschein, auch dieser Krieg war eben ein Krieg mit all seinen Begleiterscheinungen bzw. „Kollateralschäden". Aber seien wir objektiv und neutral und versetzen uns auch einmal in die Situation der bajuwarischen Invasoren: Es war Sommer, also heiß; man war tagelang marschiert, schleppte sein M/58-Vorderladergewehr samt Munition (circa 6 kg) sowie den „Affen", den etwa 20 kg schweren Soldatentornister auf dem Rücken sowie weitere Ausrüstung – man schwitzte demzufolge „wia d' Sau"; obendrein befand man sich als Sieger in Feindesland, zumindest definierte die bayerische Politik den Schleusinger Kreis als ein solches. Andererseits fühlten sich die Soldaten nach der Kapitulation der zwar nicht sonderlich beliebten Verbündeten aus Hannover (liegt bekanntlich unendlich weit nördlich des Weißwurstäquators!!) doch irgendwie in ihrer

[3] *Dazu gibt es im Stadtarchiv einen interessanten Quellenbestand (Stadtarchiv Zella-Mehlis, Bestand HA, Nr. 1336).*
[4] *Stoll.*
[5] *Ebd.*

Soldatenehre gekränkt. Ferner war es um die Disziplin in der bayerischen Armee jener Tage vor den Pranckhschen Heeresreformen nicht zum besten bestellt. Hinzu kam, daß die bayerische Militärverwaltung hohe Requisitionen an Brot, Fleisch und Fourage (Heu, Hafer, Klee, Stroh usw.) durchzusetzen gedachte, die die Bevölkerung weder aufbringen konnte noch verständlicherweise wollte. Alles in allem: Die wackeren Krieger aus dem Land der Wittelsbacher hatten „an g'scheid'n Durschd". Nicht wenige Bayern schritten daher zur Selbstbedienung. Insgesamt nahm es also wenig Wunder, daß, wie es der Magdeburger Archivar Stoll formulierte, „das Benehmen der einquartierten Mannschaften, mit denen man anfangs sehr zufrieden war, zuletzt zu manchen Klagen Anlaß (gab), indem man sich bayerischerseits hier und da Tätlichkeiten und Eingriffe in das Privat-Eigentum erlaubte."[6] Und weiterzulesen bei Theodor Fontane: „Man begann mit einem Bierkrawall, trank in dritthalb Tagen 1500 Eimer Bier, sang im Chorus

ach, wenn das die
Preußen wüßten
daß sie morgen
sterben müßten (...)."[7]

Als aber noch am 30. Juni königlich hannoversche Offiziere die bittere Nachricht von der Niederlage ihrer Truppen bei Langensalza nach Schleusingen überbrachten und obendrein die Meldung eintraf, daß die Verbände Vogels von Falckenstein aus Eisenach anrückten, fiel der ganze schöne Entsatzplan in sich zusammen. Bereits am nächsten Tag (Sonntag, 1. Juli 1866) marschierten die Bayern wieder ab, jedoch nicht, wie es operativ klug gewesen wäre, südwestwärts. Stattdessen wandte man sich nach Westen, forcierte die Werra und schlug sich bei Dermbach, Wiesenthal, Neidhardtshausen und schließlich bei Immelborn mit dem Feind aus dem Norden. Ihre herzliche Abneigung gegenüber den Preußen ließ die bayerischen Soldaten den Kampf regelrecht suchen, coûte que coûte, quasi ein innerer Drang. Ab dem 2. Juli bereits war Suhl also wieder feindfrei und konnte die Bilanz dieser „Bierreise" ziehen. Der wackere Landrat machte sich an die mühselige Arbeit der Schadensregulierung und meldete bereits am 30. Juli an seinen Vorgesetzten in Magdeburg, den „Herrn Oberpräsidenten", beschwichtigend abwiegelnd, daß der glücklicherweise nur kurze Krieg in Südthüringen die dortige Bevölkerung knapp 10.000 Taler gekostet hatte; die Belastung für Suhl betrug exakt 683 Taler, 12 Groschen und 6 Pfennig[8]. Allerdings hatte sich Landrat Herold etwas verschätzt. Die endgültige, so

[6]) *Ebd.*
[7]) *Fontane, S. 59.*
[8]) *Stoll.*
[9]) *Ebd.*

vom Finanzministerium festgelegte Schadensbilanz für den Kreis Schleusingen belief sich auf 12.367 Taler, 18 Groschen, 6 Pfennig[9], errechnet auf der Grundlage der Quittungen, welche die Betroffenen sich von den Bayern für die requirierten Güter hatten ausstellen lassen und die sie nun dem Ministerium bzw. den ministeriellen Schadensregulieren vor Ort vorlegen mußten. Suhl waren folgende Kosten entstanden: 368 Taler und 15 Groschen für die Einquartierung von 1.105 Unteroffiziere und Mannschaften, 30 Taler für Kost und Logis von 30 Offizieren und 23 Taler für Fourage. An Sonderposten listete Herold an weiteren Belastungen u.a. auf: Unterbringung Ysenburgs 3 Taler (einschließlich Fourage), beim Fuhrmann Schlegelmilch eingestellte Pferde 24 Groschen, 690 Brote für insgesamt 115 Taler, alles „amtlich bescheinigt, Suhl, den 7. Aug. 1866. Der Magistrat: Bürgermeister Schmidt."[10] Über die Ausgleichszahlungen brach nun im folgenden eine heftige Auseinandersetzung zwischen den Magistraten in Suhl und Schleusingen einerseits und der Landesregierung andererseits aus. Letztere nämlich wollte nur für etwa die Hälfte der Schadenssumme aufkommen bzw. Ersatz leisten, wogegen Schmidt und sein Amtskollege aus Schleusingen „beschlossen, Höheren, ja Allerhöchsten Ortes gegen die Minister-Entscheidung vorstellig zu werden".[11] Ihr Hauptargument: Bei 30 Millionen Gulden Kriegskontribution, die Bayern an Preußen zu leisten hatte, sollte es doch möglich sein, die rund 12.000 Taler Schadenersatz an den Kreis Schleusingen zu zahlen. Aber obwohl eine „Deputation" deswegen sogar nach Berlin reiste, um den Forderungen aus der Provinz etwas Druck zu verleihen, blieb der Staat hart. Mit Erlaß vom 14. Oktober, also eineinviertel Jahre nach der „bairischen Bierreise nach Thüringen", gab die Regierung in Erfurt lediglich circa. zwei Drittel der beanspruchten Summe, genau 8.183 Taler, 7 Groschen und 1 Pfennig[12], als Schadenersatz frei – der Finanzminister hatte gesiegt. Und zum Schluß noch ein Detail, das den geneigten Leser vollends an unsere heutigen Verhältnisse erinnern wird: Auch der Landrat Herold hatte während der Invasion Auslagen, die er sich auch brav hatte quittieren lassen und die er jetzt von seinem Brötchengeber im Öffentlichen Dienst ersetzt haben wollte. Sein Pech: Schmiedefeld, von wo er bekanntlich seine Aufklärungsergebnisse tapfer „nach oben" gemeldet hatte, lag außerhalb des Kreises Schleusingen, folglich hatte er auch keinen Anspruch auf Kostenerstattung. Herold der Penible blieb auf seinen 10 Talern sitzen!

[10]) *Ebd.*
[11]) *Fontane, S. 59.*
[12]) *Stoll.*

HERMANN MÜLLER, BÄCKERMEISTER I.R.

Der Feldbackofen S.d.A.h.106

Die Neuerwerbung des Freundeskreises (siehe auch Kaskett Nr. 10)

Seit zwölf Jahren recherchiere ich in Sachen militärischer Brotversorgung. Dabei kam ich zu der Erkenntnis, daß im deutschen Raum nur ein Feldbackofen von 1914-1918 im Wehrhistorischen Museum in Dresden seit 1992 (V.w.f. 1) steht. Ein zweiter Ofen, der K.u.K. Armee Österreich/Ungarn, der M-1901 syst. Manfred Weiss, steht seit 1992 im Heimatmuseum Kierling bei Klosterneuburg. Nun steht auch seit August 2003 der meistgebaute Feldbackofen des Zweiten Weltkrieges (der dritte noch erhaltene Feldbackofen), der Sonderanhänger 106, in Ingolstadt.

In Norwegen wurde ein 106er (vermutlich einer der beim Rückmarsch der 7. Gebirgsdivision über Karelien zurückgelassenen Feldbacköfen) von der norwegischen Armee verkauft und dem Armeemuseum angeboten. H. Dir. Dr. Aichner und H. Sichert vom Armeemuseum, der „Freundeskreis" in einem finanziellen Kraftakt, und meine Informationen zur Feldbäckerei ließen nur einen Entschluß zu: „sofort ankaufen". Was auch geschah.

Neuaufstellung der Feldbäckerei

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Kommissbrot in bescheideneren



März 1935: Brotfassen im Reichsheerlager Gebersdorf

Mengen gebacken. Für das 100.000-Mann-Reichsheer genügten einige Militärbäcker in den Kasernen. Nach Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 wurden alle Garnisonsbäckereien modernisiert, das heißt auf neuesten Stand gebracht. Alle noch vorhandenen alten Reichswehr-Backofenwagen aus dem Ersten Weltkrieg wurden zu Pferdebespanneinheiten abgestellt und erhielten die Bezeichnung V.w.f. 1. Auch als Backanhänger (S.d.A.h. 105, mit Gummireifen, vom Lkw oder vierspännig gezogen) haben diese Uraltöfen den ganzen Krieg mitgemacht.

Ab 1935 wurde ein neuer Backanhänger von Werner & Pfleiderer in Stuttgart-Bad Cannstatt entwickelt, der als Feld-Dampfbackofen bzw. S.d.A.h. 106 an allen Fronten im

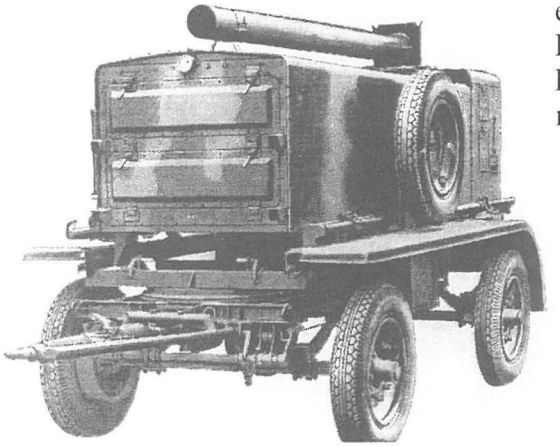
Einsatz war. Die Tagesleistung je Kompanie betrug immer noch mindestens 20.000 Kommissbrotportionen, die mit je fünf doppelherdigen Feldbacköfen von 120 Mann rund um die Uhr gebacken wurden.

Die Feldbacköfen der deutschen Wehrmacht ab 1935

Sonderanhänger 106: zweiherdiger Dampfbackofen mit Mannesmann-(Perkins-) Röhrenbeheizung für Holzfeuerung oder Brikett oder Kohle-Torf. Ab 1935 wurde dieser Backanhänger von Werner & Pfleiderer in Stuttgart-Bad Cannstatt entwickelt, der als Feld-Dampfbackofen (bzw. S.d.A.h 106) an allen Fronten im Einsatz war.

S.d.A.h. 106

Der Sonderanhänger S.d.A.h. 106 ist eine Neuentwicklung von Werner & Pfleiderer. Es handelt sich um einen fahrbaren militärischen Dampfbackofen für den Einsatz im Felde. Der große Unterschied zu dem bisherigen fahrbaren FB-Öfen des Ersten Weltkrieges lag in drei Bereichen:



Jeder deutsche und österreichische Feldbäcker kannte den S.d.A.h. 106.

1. Er war zweiherdig, das heißt, man brauchte für eine FB-Kompanie statt zehn oder zwölf Öfen nur fünf Dampfbacköfen bei gleicher Backkapazität.

2. Er konnte aufgrund der Wärmeübertragung durch Perkinsrohre (das sind an den Enden zugeschweißte Stahlrohre, die zu einem Drittel mit Wasser gefüllt, nach dem Erfinder Perkins benannt und von Mannesmann hergestellt sind) je nach Bedarf mit Holz, Briketts, Steinkohle oder Torf beheizt werden. Nur die Enden der Rohre ragten zum permanenten Erhitzen in den Feuerungsraum.

3. Er war voll motorisiert, das heißt, er konnte aufgrund seines hohen Eigengewichtes nicht mehr von Pferden gezogen werden, sondern nur von Lkw. Planmäßig vorgesehen für den Marsch mit einem Lastkraftwagen war ein Militärfahrzeug der 4,5-Tonnen-Klasse, z.B. der Büssing NAG 4500 als Dreiachser. Er war der einzige Feldbackofen, der für die Wehrmacht für den Mobilisierungsfall zugelassen war und ab circa 1937 bei Werner & Pfleiderer in Stuttgart-Feuerbach in Serie ging.

Mit fünf doppelherdigen Feldbacköfen konnten 120 Mann, wenn sie rund um die Uhr arbeiteten, mindestens 20.000 Kommissportionen als Tagesleistung je Kompanie backen.

Während des Krieges gingen immer wieder Backöfen S.d.A.h. 106 verloren; auch zur Umrüstung der FB-Kompanien mit alten Vorkriegsbacköfen auf den S.d.A.h 106 benötigte man eine ungeheure Zahl von Backöfen für den Nachschub.

Dazu gehörte auch eine Knetmaschine, ebenfalls von der Bäckereimaschinen und Backofenfabrik, Werner & Pfleiderer.

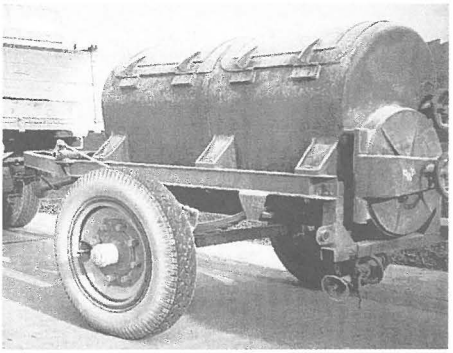
S.d.A.h. 35

Der Sonderanhänger 35 wurde 1935 als fahrbare Knetmaschine gummibereift für Lkw-Zug bei Mot-Feldbäckereien eingeführt. Die Knetmaschine für die schweren Roggenkommissbrotteige war mit einem Benzinmotor als Antrieb konzipiert. Mit einem quer liegenden Knetarm wurden die Teige in der geschlossenen Trommel bis zur Beendigung des Knetvorgangs kräftig durchgemischt (circa 15 Minuten). Über eine Auspressvorrichtung an der Hinterseite wurde der fertige Teig zum Ruhen bis zur Aufarbeitung etwa eine Stunde in Holztrögen gelagert. Der S.d.A.h. 35 von Werner & Pfleiderer war der Nachfolger von V.w.f. 2.

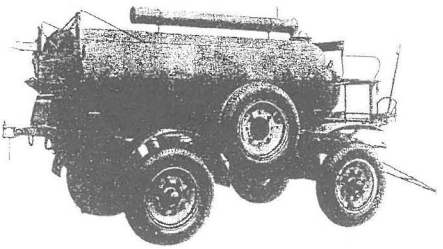
Kraftquellenwagen 220 V. (Aggregat), brauchte jede Feldbäckerei, da ja Tag und Nacht gearbeitet wurde

S.d.A.h. 105

Die Sonderanhänger 105 waren Feldbacköfen aus dem Ersten Weltkrieg, die damals nach dem Waffenstillstand von den Feldbäckereikolonnen ordnungsgemäß in die Heimat zurückgeführt wurden, um bei den zuständigen Proviantämtern eingelagert zu werden. Sie dienten dann zum kleinen Teil dem 100.000-Mann-Heer bei Manövern und Übungen. Damals waren sie noch



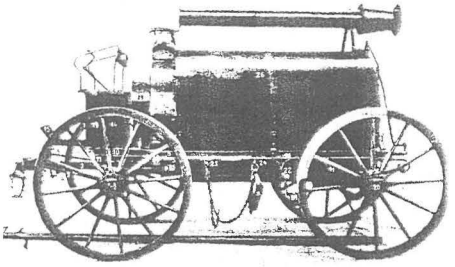
S.d.A.h. 35 marschbereit



Backanhänger (Sd. Ah. 105)

Backanhänger S.d.A.h. 105. von der Einschiess- und Feuerungseite.

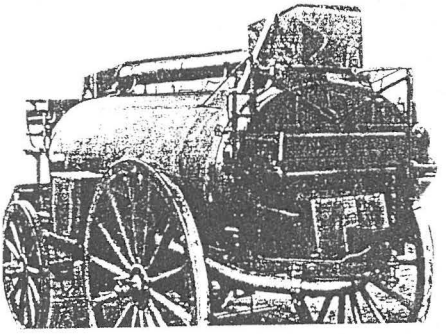
mit hölzernen Wagenrädern bestückt. Ab ungefähr 1927 versuchte man die Backöfen zu motorisieren und den Ofenkörper auf gummibereifte Fahrgestelle umzurüsten. Damals wurde bei Militärverwaltungs-Fachoffizieren diskutiert, ob Vollgummireifen oder Pneus (Luftbereifung) verwendet werden sollten, da das Gewicht des Ofens bei fast zwei Tonnen lag (daher musste auch bei einer Lkw-Zugmaschine ein Feldbäcker auf dem Bock als Bremser mitfahren). Man entschied sich für Luftbereifung. Zur Sicherheit oder im Bedarfsfalle konnte man die Anhängerkupplungsgabel gegen eine Wagendeichsel austauschen und vierspännig fahren. In der Regel benutzte man zum Umbau die Öfen von Senking oder Küppersbusch.
Sonderanhänger 105: einherdiger, auf Gummibereifung umgerüsteter fahrbarer Feldbackofen von 1914, sowohl für Lkw-Zug mit Anhängerkupplung und für Bespanneinheiten mit Deichsel, vierspännig.



System Manfred Weiss M 01; dabei handelt es sich um einen Feldbackofen der k. u. k. Armee

T-Feldbackofen (tschechisch)

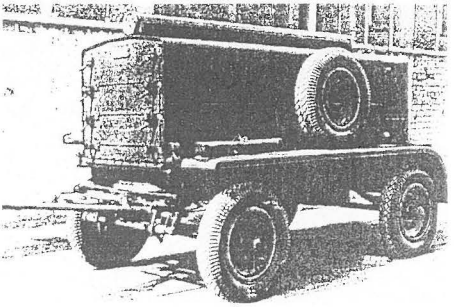
M 01 System Manfred Weiss, 1938 dann d.ö.-Ofen = (deutsch-österreich) Backofen, wird später gegen den r.d. (reichsdeutschen) Ofen ausgetauscht. Ab 1949 unter der Bezeichnung T-Ofen (tschechischer Ofen) bzw. FB-Komp. T im Einsatz. z.B. F.B.Komp. 198T/98.Inf.Div.
Der Feldbackofen stammt aus der österreichisch-ungarischen Monarchie und kam 1914–18 und vor dem Ersten Weltkrieg in Österreich, Ungarn, Italien, Rumänien, Bulgarien und Russland zum Einsatz. Ab 1938 übernahm auch die deutsche Wehrmacht diese Öfen vom österreichischen Bundesheer, der Weiss-Ofen wurde als T-Ofen (tschechischer Feldbackofen) bei der deutschen Wehrmacht eingeführt. Er hatte sechs Backröhren mit sechs Backgitter, man brauchte keine Backschieber aus Holz.



Verwaltungsfahrzeug 1: Weltkriegsbackofen; 4-spännig vom Bock gefahren; mit Heizmuffenfeuerung; von Werner&Pfleiderer, Senking oder Küppersbusch gebaut; auch 1920–1933 Feldbackofen der Reichswehr. Schlotrohr umgelegt.

V.w.f. 1

Der V.w.f. 1 ist der klassische Feldbackofen, 1896 wurde er beim deutschen Heer und 1906 in der Königlich Bayerischen Armee eingeführt. Auch diese Öfen standen nach dem Versailler Vetrag zahlreich in den Militärfahrzeugdepots und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Bereits 1933 waren bei der großen deutschen Bäckereiausstellung im August in Leipzig zum ersten Mal seit 1918 wieder Feldbäcker des Reichsheeres öffentlich im Einsatz. Wie viele dieser Verwaltungsfahrzeuge 1 bei Kriegsbeginn 1939 vorhanden waren, ist unbekannt, da das Reichskriegsarchiv in Potsdam ausgebombt wurde. Jedenfalls wurden die vorhandenen V.w.f. überholt und modifiziert, z.B. mit einer verbesserten Warmwassererzeugung ausgerüstet. Zahlreiche Infanteriedivisionen zogen mit diesem veralteten Bäckereigerät 1939 gegen Polen und 1940 nach Frankreich in den Krieg. Da es keine Ersatzteile mehr gab, wurden diese Öfen "aufgebraucht", um dann nach und nach kompanieweise gegen den



Prototyp des S.d.A.h. 107 – mit drei Herden konzipiert

S.d.A.h. 106 getauscht zu werden. Ein einziger ehemaliger Feldbackofen der Königlich Sächsischen Armee, 1915 von der Firma Küppersbusch gebaut, wurde in Sachsen gefunden und steht seit 1992 im Wehrhistorischen Museum in Dresden.

S.d.A.h. 107

Um 1942 arbeitete man bereits an der Entwicklung eines dreiherdigen Feldbackofens (S.d.A.h. 107), von dem aber nur einige Prototypen hergestellt wurden. Vorteil:
Eine F.B.Komp. brauchte bei gleicher Backfläche nur mehr drei F.B.-Öfen bei gleicher Produktionsmenge.

"Die Feldbäckereien – Geschichte
und Geschichten über das Kommissbrot"
Hermann Müller Hrgb.
370 Seiten - 900 Abbildungen
Trauner Verlag Linz Druck
ISBN 3-85487-496-0

JOHANNES GREINER – DK

Wissen auf Knopfdruck

Das Deutsche Museum in München ist 100 Jahre alt

Die Knöpfe. Es waren wirklich hauptsächlich die vielen Druckknöpfe, die für uns Kinder die Faszination des Deutschen Museums ausmachten. Von Vitrine zu Vitrine sausen, Knopf drücken oder kurbeln, schauen, ob sich was bewegt, und weiter zum nächsten Experiment. Natürlich gab es da Abstufungen: Manchmal bewegten sich nur Zeiger auf Messinstrumenten – na ja. Manchmal öffneten sich Schleusen samt kleinem Wasserfall – sehr schön. Oder es entstand auf Knopfdruck ein zuckender, surrender Lichtbogen zwischen zwei Metallstäben – Haupttreffer.

Gut, von Naturwissenschaft,und Technik bekam man bei dieser Art der Museumsnutzung vielleicht nicht sehr viel mit. Aber die Neugier war geweckt, die Lust am Probieren und Entdecken - und der Wunsch wieder zu kommen in dieses schier unerschöpfliche Labyrinth der kleinen und großen Sensationen, auch viel später noch, als schon längst klar war, daß es hinter den Druckknöpfen auch erklärende Texte zu den Versuchen gab.

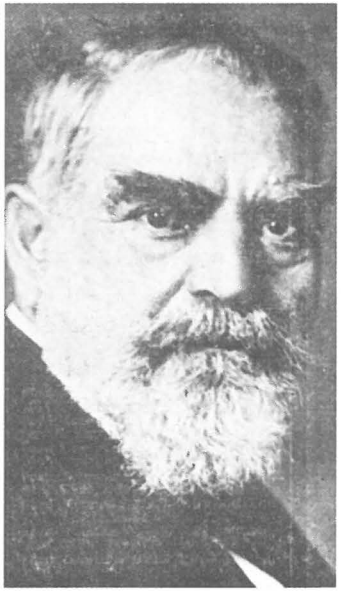
Die größten Sensationen des Museums brauchten übrigens gar keine Knöpfe: das geisterbahnmäßige Besucherbergwerk etwa, und selbstverständlich das ohrenbetäubende Spektakel der Hochspannungsanlage. Generationen von Schulklassen überkam schon ein kollektiver Schauder, wenn ein gesetzter Museumsmitarbeiter im grauen Arbeitsmantel in einer Metallkugel Platz nahm, sich mal eben mit einem knallenden 220.000-Volt-Blitz beschießen ließ und danach so selbstverständlich ausstieg, als komme er gerade von der Kaffeepause. Drei Mal täglich wohlgemerkt. Und bis heute geht ein Raunen durch die Zuschauerreihen, wenn der Vorführer mit dieser unnachahmlichen Mischung aus Routine und Sadismus den letzten Versuch ankündigt, „der gleichzeitig auch der lauteste ist". Genauso hatte sich das der Museumsgründer und -motor Oskar von Miller wohl vorgestellt, als er vor inzwischen 100 Jahren mit der Idee eines Museums „von Meisterwerken der Wissenschaft und Technik" in München an die Öffentlichkeit trat. Freilich wollte er auf der einen Seite den damals immer noch als zweitrangig angesehenen Wissenschaftlern und Erfindern zu größerer Anerkennung verhelfen. Vor allem aber sollte sein Museum den einfachen Leuten den Fortschritt von Technik und Wissenschaft nahe brin-

gen – und zwar auf möglichst unterhaltsame Weise. So überraschte er schon bei der Konzeption der ersten provisorischen Ausstellungen 1906 Wilhelm Conrad Röntgen mit der Idee, ein Röntgenkabinett aufzubauen, in dem die Besucher ihre Hände oder auch ihren Geldbeutel durchleuchten konnten. Die geheimnisvolle neue Technik war ja gerade erst zehn Jahre alt und die Strahlenbelastung noch kaum erforscht. Röntgen, einer der frühen Förderer des Museums, war zunächst nicht begeistert: „Aber Herr von Miller, wir sind doch hier nicht auf dem Jahrmarkt", soll er gesagt haben. Worauf Miller ganz nebenbei sein Ziel verriet: „Das ist es ja, was ich erreichen möchte, daß die Leut in mein Museum hereinströmen wie aufs Oktoberfest."

Richtige Vorbilder gab es nicht für diese leichtfüßige Art der Wissensvermittlung, die Miller vorschwebte. Zwar existierten in London und Paris schon Technikmuseen, aber das waren eher althergebrachte Schausammlungen, in denen sich nichts bewegen ließ. Also mussten andere Inspirationsquellen her. Das Besucherbergwerk etwa, seit 1925 eine der Hauptattraktionen des Museums, hatte einen Vorläufer bei der Weltausstellung in Paris im Jahr 1900.

Selbstverständlich sammelte Miller auch wie jeder Museumsdirektor, und zwar so intensiv, daß der heutige Generaldirektor Wolf Peter Fehlhammer voller Stolz sagen kann: „Das erste Auto, das erste Telefon und die erste Röntgenröhre gibt es halt eben nur bei uns". Es ist wohl diese einmalige Mischung aus einem riesigen Schatz von Ausstellungsobjekten und populärer Wissensvermittlung, die das Museum auf der Münchner Isarinsel nicht nur zum meistbesuchten Museum Deutschlands und einem der größten Technikmuseen weltweit gemacht haben, sondern auch zum Vorbild und Maßstab für eine ganze Generation von Museumsneugründungen.

In die Wiege gelegt war diese Rolle dem Museum nicht. Oskar von Miller war 1855 in München zwar in



Oskar von Miller (1855 bis 1934), der Mann mit dem gedrungenen Körper, dem dichten dunklen Bart und den scharfen blitzenden Augen, war nicht nur Gründer und ständiger Motor des Deutschen Museums, sondern ein besonders vielseitiger Bauingenieur.

eine von Kunst und Technik bestimmte Familie hineingeboren. Sein Vater war Leiter der königlichen Erzgießerei, in der unter anderem die "Bavaria" auf der Theresienwiese geschaffen wurde. Er selbst hatte sich als gelernter Bauingenieur autodidaktisch in die Elektrotechnik vertieft, hatte die ersten Fernübertragungen von Strom organisiert, das Bayernwerk mit aus der Taufe gehoben, später auch das Projekt des Walchenseekraftwerks verwirklicht. Doch als Oskar von Miller auf der Jahresversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure in München Ende Juni 1903 seine Museumsidee bekannt machte, gab es außer der Idee buchstäblich nichts: Miller hatte kein einziges Ausstellungsstück, keinen Ausstellungsraum und auch kein Geld. Aber der Mann mit dem markanten Kopf und mächtigen Bart hatte einen langen Atem, viele Kontakte und beeindruckende Fähigkeiten auf Gebieten, die neudeutsch Fundraising oder Sponsoring heißen. Oskar von Miller wurde berühmt (und gefürchtet) für seine Wunschlisten und Bettelbriefe.



Die Grundsteinlegung zum Deutschen Museum fand am 13. November 1906 mit großer Prominenz statt. Wie der Ausschnitt eines Gemäldes von G. Waltenberger zeigt, kam sogar Kaiser Wilhelm II. mit der Kaiserin. Ferner waren anwesend: Prinzregent Luitpold sowie die bayerischen Prinzen und Prinzessinnen.

Viele Geschichten ranken sich um Millers Sammeleifer, manche aus dem Reich der Legenden wie die von einem angeblichen Raubüberfall während einer Reise Millers durch Mexiko. „Der Miller! Aus München vom Deutschen Museum?", soll der Räuberhauptmann danach gesagt haben, „nein, von Kollegen nehmen wir nichts". Direkt glaubhaft dagegen, daß bei der Firma Krupp in Essen die Order ausgegeben wurde, die besten Stücke wegzusperren, weil sich Oskar von Miller zum Besuch angesagt hatte. Auch daß Kaiser Wilhelm II. schon auf der Spenderliste stand, als er noch gar nichts von seiner Gönnerfunktion wusste, würde zu Miller passen.

Der Kaiser kann den Eifer des Museumsmachers nicht wirklich übel genommen haben. Denn im November 1906 nahm er höchstselbst das Hämmerchen in die Hand, um den Grundstein für den Neubau auf der Münchner Kohleninsel, die sich Miller als Standort gesichert hatte, zu legen. Das Museum sollte aber noch lange in seinem provisorischen Quartier im heutigen Völkerkundemuseum ausharren müssen. Der Erste Weltkrieg stoppte die Bauarbeiten, danach zehrte die Inflation die finanziellen Mittel aus. Miller setzte seine Fähigkeiten als Spendenwerber jetzt nicht mehr nur für interessante Ausstellungsstücke ein, sondern auch für die Beschaffung von Baumaterialien wie Ziegel, Holz, Beton und Stahl. Erst am 7. Mai 1925, zum 70. Geburtstag des Museumsgründers, konnte der Neubau auf der Isarinsel mit seinem Wahrzeichen, dem 65 Meter hohen Turm, eröffnet werden. Auf 55 000 Exponate war der Fundus des Museums bis dahin gewachsen, und fast alle waren gespendet.

Miller stürzte sich sofort in das nächste Bauvorhaben. Bibliothek und Kongresssaal sollten das Museum ergänzen, das sich bis heute nicht nur als Ausstellung, sondern ebenso als Bildungs- und Forschungsstätte versteht. Doch auf ihn wartete noch eine ganz andere Herausforderung: Den aufstrebenden Nationalsozialisten war das Deutsche Museum (ungeachtet des Namens) und vor allem sein offenbar nicht national genug denkender Direktor verdächtig. Der Streit entzündete sich, als Miller es strikt ablehnte, ein Bismarckdenkmal im Museum aufzustellen – mit dem ebenso schlichten wie richtigen Argument, Bismarck sei doch weder Ingenieur noch Naturwissenschaftler gewesen. Als die Nationalsozialisten dann auch noch ausgruben, dass Miller während der sozialistischen Rätezeit in München nach dem Kriegsende Staatskommissar für das Walchenseeprojekt gewesen war, gab das der Kampagne gegen den "roten Oskar" neue Nahrung. Um sein Lieblingskind vor Schaden zu bewahren, trat Miller schließlich Ende März 1933 von der Leitung des Museums zurück. Ein Jahr später,

noch vor der Eröffnung des Kongressbaues, starb er.
Die Nazis ließen dann aber doch von dem Plan ab, dem Deutschen Museum ein gigantisches „Haus der deutschen Technik" am Isarufer entgegenzustellen. Statt dessen bekam das Museum sogar eine neue Automobilhalle spendiert. Denn der Autofan Hitler hatte sich schon 1933 bei einem Besuch des Museums über die karge Präsentation des neuen Verkehrsmittels geärgert. Oskar von Miller hatte den Autos nie besonders viel abgewinnen können, obwohl doch Carl Benz selbst dem Museum das erste Auto der Welt geschenkt hatte, ein Schatz übrigens, der seit neuestem im jetzigen Verkehrszentrum auf der Theresienhöhe präsentiert wird. Wenn Miller gemeinsam mit Rudolf Diesel, einem alten Förderer des Museums, einen Ausflug machte, benutzten sie das Fahrrad. Auch der Erfinder des Dieselmotors konnte sich zeitlebens nicht am Steuer eines Automobils zurechtfinden.
Am Ende des Dritten Reichs war auch das Deutsche Museum am Tiefpunkt seiner Geschichte angelangt: Mehr als 5000 Spreng- und Brandbomben trafen das Gelände, viele Ausstellungsstücke waren unwiederbringlich verloren. Es sollte zwanzig Jahre Aufbauarbeit brauchen, bis das Museum 1965 wieder die Ausstellungsfläche der Vorkriegszeit erreichte. Noch einmal 20 Jahre später war mit dem Bau der neuen Luftfahrthalle das Ende der Fahnenstange erreicht: Auf der Museumsinsel war schlicht kein Platz mehr, die zentrale Lage wurde allmählich zur beengenden Zwangsjacke. Viele, vor allem große Ausstellungsstücke mussten im Depot bleiben. Dem Museum blieb nur die Gründung von Ablegern, zuerst 1992 mit der Flugwerft Schleißheim*), dann im Wissenschaftszentrum Bonn und nunmehr mit dem ersten Teil des neuen Verkehrszentrums in den denkmalgeschützten alten Messehallen auf der Theresienhöhe.
Für das Museum ist die Eröffnung des Verkehrszentrums ein echter Einschnitt: Zum ersten Mal werden zwei zentrale Abteilungen - die für Straßen- und für Schienenverkehr - auf der Insel komplett ausgelagert. Der Anspruch, die ganze Bandbreite von Naturwissenschaft und Technik an einem Ort zu präsentieren, ist dahin. Aber eine Alternative sehen die Museumsmacher nicht. Denn das Deutsche Museum stellt sich ja nicht nur die Aufgabe, alte Technik zu bewahren, sondern will die Öffentlichkeit auch mit den neuesten Entwicklungen vertraut machen - ein Anspruch übrigens, der dazu führt, dass das Museum notgedrungen ständig eine Baustelle ist. Die Erweiterung des Themenspektrums vor allem um die so genannten „Lebenswissenschaften" gehöre zu den wichtigsten Zukunftsprojekten,

*) *Siehe Kaskett Nr. 8*

so Museumssprecherin Sabine Hansky. Die Abteilung für Pharmazie machte den Anfang, bis 2005 soll in den alten Fahrzeughallen ein "Zentrum Neue Technologien" entstehen.
Für das Grundprinzip des Museums, Technik anschaubar und erlebbar zu machen, ergeben sich daraus ganz neue Herausforderungen. "Es geht zunehmend darum, Unsichtbares zu visualisieren", sagt Hansky. So gibt es in der Pharmazieausstellung eine riesige, begehbare Zelle. In einem Genlabor können Besucher unter Anleitung selbst genetische Fingerabdrücke herstellen.

Während es also auf der einen Seite immer schwieriger wird, die Weiterentwicklung von Wissenschaft und Technik populär zu vermitteln, sind auf der anderen Seite die Ansprüche der medienverwöhnten Besucher an die Museumsgestaltung extrem gestiegen. Und selbstverständlich ruht auch die Konkurrenz nicht. War das Deutsche Museum lange Jahre ein Solitär in einer drögen Museumslandschaft, so gibt es inzwischen eine Vielzahl von Museumsneugründungen. Auch Freizeitparks sieht Sabine Hansky durchaus als Konkurrenz.
An der Besucherzahl lässt sich das noch nicht ablesen. Sie liegt seit Jahren mit kleineren Schwankungen bei etwa 1,3 bis 1,4 Millionen Menschen im Jahr. Allerdings stagniert auch der Haushalt des Museums, das keine staatliche Einrichtung, sondern eine selbst verwaltete Anstalt des öffentlichen Rechts ist, schon seit Jahren. Dem im Vergleich zu anderen Technikmuseen ohnehin geringen Personalbestand (etwa 380 Mitarbeiter) steht eine stark wachsende Ausstellungsfläche gegenüber. Bis 2005 wird sie sich im Vergleich zu 1980 auf dann mehr als 73.000 Quadratmeter nahezu verdoppelt haben. Schon heute lässt sich die Öffnung des Museums an sieben Tagen in der Woche nur noch mit ehrenamtlichen Helfern bewältigen.
Das Leben für das Museum wird also im zweiten Jahrhundert seines Bestehens nicht leichter. Gleichzeitig ist die große Aufgabe, die Museumsgründer Oskar von Miller gestellt hat, weiter eine offene Herausforderung: Es geht nicht nur darum, daß die Technik ihre Unschuld als Fortschrittsbringerin längst verloren hat, es schwindet auch das Interesse an den Naturwissenschaften. Die Studentenzahlen seien rückläufig, konstatiert Museumsdirektor Fehlhammer mit Sorge. Verantwortlich dafür seien schon die Schulen: "Die Kinder verstehen am Ende ihrer Schullaufbahn nicht mehr die technisch-naturwissenschaftliche Welt, in der sie leben", klagt er. Dabei machten Wissenschaft und Forschung, wenn man selbst damit umgehe, doch „riesigen Spaß". Man muss nur die richtigen Knöpfe finden.

Rückblick auf die beiden letzten Landesausstellungen:

Amberg: „Der Winterkönig" – Friedrich V
Bamberg: Epoche Kaiser Heinrich II

F. J. Bröder – DK

Glanzvolle Reminiszenz an eine vergessene Gestalt der Geschichte

Umfassende Landesausstellung im Stadtmuseum Amberg würdigte den „Winterkönig" Friedrich V. mit 400 kostbaren Objekten

Als "Winterkönig" ging er in die Geschichte ein, für die er freilich nur eine, wenn auch folgenreiche Fußnote blieb. Dass er dem katholischen Kaiser die Stirn bot und seinem protestantischen Glauben treu blieb, war der Tropfen, der das im Mitteleuropa des 17. Jahrhunderts politisch und religiös brodelnde Fass zum Überlaufen brachte und den Dreißigjährigen Krieg auslöste.
Das Haus der Bayerischen Geschichte widmete dem letzten Kurfürsten der Oberpfalz, Friedrich V., der als König von Böhmen ein Jahr lang Furore machte und deshalb als "Der Winterkönig" verspottet wurde, seine diesjährige Landesausstellung in Amberg: eine glanzvolle Reminiszenz zu Aufstieg und Fall einer vergessenen Gestalt der Geschichte, die seinerzeit als Rebell der geballten Macht des Habsburgischen Kaiserhauses zum Opfer fiel, aber die Herzen der unterdrückten Protestanten bewegte.

In oder bei Amberg wurde Friedrich 1596 als Sohn des pfälzischen Kurfürsten geboren. Früh trat er bereits nach dem Tod seines Vaters als politische Figur in der Geschichte auf, wurde - gerade volljährig geworden - 1614 Kurfürst und kaiserlicher Lehensträger. Vorangegangen war die diplomatisch geschickt eingefädelte Heirat mit der englischen Königstochter Elizabeth aus dem Hause Stuart, von der sich die protestantische Union im Reich eine Stärkung gegen die kaiserlich-katholische Union und Schwächung der immer stärker einsetzenden Gegenreformation versprach.
Das Schicksal nahm seinen verhängnisvollen Lauf; der Prager Fenstersturz von 1618 markiert den Beginn des Dreißigjährigen Religionskrieges, in dessen Wirren Friedrich nolens volens hineingezogen wurde: Um dem Kaiser und dem aggressiven Katholizismus zu trotzen, wählten die böhmischen Stände



Detail aus Gerrit van Honthorst: Friedrich von der Pfalz als König von Böhmen, 1634 (Heidelberg, Kurpfälzisches Museum)



Detail aus Gerrit van Honthorst: Elizabeth Stuart als Königin von Böhmen, 1634 (Heidelberg, Kurpfälzisches Museum)

den protestantischen Kurfürsten zum König von Böhmen.
1619 wurde Friedrich V. als König Friedrich I. von Böhmen feierlich im Veitsdom in Prag gekrönt, was in der Ausstellung der goldene böhmische Reichsapfel und eine Kopie der Böhmischen Krone als kostbarste Exponate vor Augen führen. Die legendäre Schlacht am Weißen Berg vor den Toren Prags im Juli 1620 besiegelt das Schicksal Friedrichs nach nur einem Jahr luxuriöser Regentschaft auf dem Hradschin.
Im holländischen Exil endet schließlich das Leben des Winterkönigs und seiner schönen Gattin, die ihm 13 Kinder gebar. 1632 stirbt Friedrich V., König für einen Winter, dem gleichwohl in seinem kurzen Leben die Sonne schien, was die Ausstellung in über 400 Objekten in einem hervorragenden und übersichtlichen Arrangement zeigte.

M.D.

Bamberg beleuchtete Epoche Kaiser Heinrichs II

Es war die bisher erfolgreichste Landesausstellung – volkstümlich, fromm und machtbewußt.

Er war ein Herrscher nach dem Herzen der Bayern: patriarchalisch, streng und fromm, kein Visionär, sondern sattelfest und prinzipientreu. Verständlich, dass Heinrich II., ab 1002 deutscher König, ab 1014 auch Römischer Kaiser, nun zum Jubiläum an dem von ihm gegründeten Bischofssitz Bamberg mit einer prächtigen Mittelalterschau geehrt wird.

Urkunden, Waffen, Münzen und einzigartige Handschriften dokumentieren eine Epoche, in der sich Kirche und Fürsten trotz mancher Reiberei noch gütlich die Herrschaft teilten. In Hörproben werden die Musik seiner Krönungsfeier und sogar Beispiele des damaligen Sprachenwirrwarrs lebendig. Allerdings: Nur im Kleingedruckten des Katalogs wird auf Fehler hingewiesen, die der letzte Ottone gemacht hat: als er durch seinen Dauerstreit mit Polens Herrscher Boleslaw die Heidenmission im Osten behinderte, zu deren Förderung Heinrichs Lieblingsbistum Bamberg eigentlich beitragen sollte.

Abt (und erster Heiliger der katholischen Kirche in Bayern) Gotthard von Niederaltaich (996 bis 1022) war ein Klosterpropstsohn aus Reichersdorf. Er wurde Berater seines Reform-Abtes Erchambert und weigerte sich lange, dessen Nachfolge anzutreten, als Bayerns Herzog Heinrich den verleumdeten Abt absetzte.



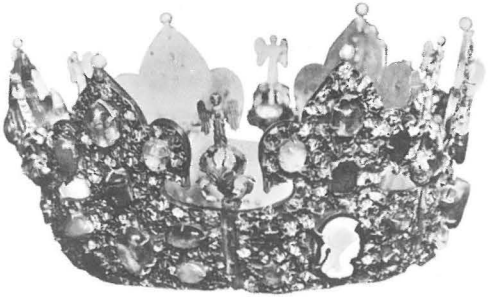
Siegel Heinrichs II

Mit raffinierten Winkelzügen brachte der spätere Kaiser Heinrich II. „der Heilige" Prior und Abtei (die Ingolstadt gründete und 841 ihr Mauritius-Patronat auf die Pfarrkirche übertrug!) so in politische Bedrängnisse, daß Gotthard die Abtswürde doch annahm: Eichstätts Bischof Megingaud hatte ihn dazu überredet. Gotthard habe seine

Skrupel deshalb überwunden, „weil man eben nicht nur den guten und bescheidenen Herren gehorchen müsse, sondern auch den wunderlichen", schrieben Georg Stadtmüller und Pater Bonifaz Pfisterer 1971 in ihrer „Geschichte der Abtei Niederaltaich". Sie hätten den Kaiser, Strategen, Kunstmäzen, Kunsträuber und Heiligen auch kriegslüstern nennen können. Aber Legenden überdeckten seine dunklen Seiten.

Heinrichs Frau Kunigunde war ihres Mannes engste Beraterin. Sie war als erste Frau nicht kraft Ehe, sondern persönlich als Königin gekrönt und oftmals Vertreterin ihres Mannes im Amt. Sie war 980 in das Luxemburger Grafengeschlecht geboren und mit 19 dem Bayernherzog angetraut worden, der nach Otto III. Tod zum deutschen König gewählt wurde.

Am 7. Juli 1002 wurde er in der Regensburger Alten Kapelle zum König gekrönt, jener Kapelle der karolingischen Königspfalz, die er noch vor seiner Wahl als Basilika wieder errichtet hatte. 1014 setzte Papst Benedikt VIII. dem Königspaar in Rom die Kaiserkrone auf.



Reliquienkrone Kaiser Heinrichs II.



Reliquienkrone Kaiser Heinrichs II.

Als Heinrich 1024 starb und im Bamberger Dom beigesetzt wurde, leitete Kunigunde wie vorher schon häufig die Staatsgeschäfte. 1025 war der Nachfolger gewählt. Da zog die Kaiserinwitwe sich als Nonne in ihre Klosterstiftung Kaufungen bei Kassel zurück. Sie lehnte die Übernahme der Klosterleitung ab.

Doch ihre Nichte, Äbtissin Uta, erwies sich als pflichtvergessene Ordensfrau. Das ging ihrer Tante und Erzieherin so wider den Strich, dass Kunigunde sie einst, als Uta eine Prozession versäumt hatte, abwatschte. Die Legende: „Die kaiserlichen Finger brannten sich unauslöschlich in die Wange der gezüchtigten Äbtissin ein."

Das Kaiserpaar wird als volkstümlich, zugleich machtbewusst beschrieben. Im Gegensatz zu Ludwig dem Bayern, dessen Kaiserherrschaft desaströs endete, galten in ihrer Zeit bayerische Herrscher als für jedes Amt geeignet. Sie waren aber auch tief in ihrem Herrschaftsgebiet und

in ihrer Untertanenschaft verwurzelt. Dass Heinrich II. sich als „Kollege" der Bischöfe gebärdete und bei Hoftagen und Synoden als solcher die Initiative ergriff, war ein raffiniertes Kalkül zur Festigung seiner Macht. In seiner Weltsicht und Gesellschaft war der gemeinsame Glaube der Angelpunkt. Bischöfe und Äbte betrachtete er als Bindeglied zwischen Königtum und Adel. Nachwirkungen dieser Kaiserpolitik, aber auch des Widerstandes anderer deutscher Stämme gegen bajuwarisches Machtkalkül sind bis heute spürbar. Die Landesausstellung mit Kostbarkeiten, die überwiegend erstmals seit Jahrhunderten an ihrem ursprünglichen Verwendungsplatz präsentiert werden, ist nicht zufällig in Bamberg aufgebaut:

Das Kaiserpaar hatte das Bistum Bamberg gegründet und dabei Widerstände überwinden müssen; Niederaltaich war diesem Bistum korporiert worden. Doch auch Niederaltaich und die Alte Kapelle zu Regensburg wären passende Standorte der Landesausstellung gewesen. Sie hätte mit ihrem Millionenetat auch dort ein authentisches Bild vom Kaisertum „von Gottes Gnaden" und dem Herrscheranspruch als ein Stellvertreter Gottes neben dem Papst geboten:

Gerne ohne das mittelalterliche Gehöft auf dem Domplatz, das Bambergs Denkmalpfleger ablehnten, das kurz vor der Ausstellungseröffnung abbrannte und dessen



Handschrift aus der Zeit Heinrichs II.

Brandreste nun manieristisch als Anschauungsobjekt dienen soll, wie schlimm es Menschen vor 1000 Jahren nach Feuersbrünsten erging.
Während die Grundzüge des Lebens der Kaiserin Kunigunde so abliefen, wie bei Frauen aus altem Adel absehbar, hatte Heinrichs Lebenslauf dank dessen Eigenwilligkeit und Strategiegeschick höhere Ziele erreicht als den bayerischen Herzogstuhl, den er auf Grund seiner Herrschaft bestiegen hatte.
Sein querulatorischer und cholerischer Vater Heinrich „der Zänker" hatte sich derartig mit den Ottonen zerstritten, dass er zeitweise seines Herzogtums entsetzt worden war. Doch Sohn Heinrich, 973 (oder 978) in Bamberg (oder Regensburg) geboren, von den Bischöfen Abraham von Freising und dem Heiligen Wolfgang von Regensburg, ferner von St. Emmerams Abt Ramwold und an der Hildesheimer Domschule erzogen und ausgebildet, war dem Vater unangefochten auf den Thron gefolgt, sein Bruder und zeitweiliger Gegner Bruno Bischof von Augsburg geworden.
Bayerns Historiker Friedrich Prinz meinte zu den Bildungsstationen Heinrichs, sein klerikal-kultureller Hintergrund habe ihm Kompetenz in kirchlichen Fragen vermittelt, jedoch „niemals sein realpolitisches Kalkül beeinträchtigt".
Als Otto III. mit 22 Jahren unerwartet starb, griff der scheinbar harmlose Bayernprinz blitzschnell zu. Als Herzog hatte er absolutistisch regiert, das eigentlich unantastbare Kloster Niederaltaich sowohl wegen seiner Reforminteressen als auch mit Blick auf dessen Reichtum auf beiden Seiten der Donau und des Inns, wie seine persönliche Verfügungsmasse hergenommen, aber dem von ihm so stark protegierten Abt Gotthard nie verübelt, daß der ihm jenen Akt politischer Willkür nicht verzieh, mit dem er zur Abtswürde gelangt war. Dabei hatte Heinrich Instinkt bewiesen; denn Gotthard wurde nicht allein Kaiserberater, Reformförderer in Kremsmünster, Tegernsee und Hersfeld, sondern auch Bischof in Hildesheim. Dort baute er 30 Kirchen, viele Klöster und Spitäler, vor allem aber Schulen.
Dieser Gründer des Marktes Hengersberg, ein Verwaltungsgenie, war nicht der einzige Prälat, Advokat und Kaiserberater, dessen überragende Intelligenz und Pragmatismus Heinrich (und später Kunigunde) früh erkannte und förderte.
Otto III. war 1002 in Italien an Malaria gestorben. Hermann von Schwaben, Otto von Kärnten und Ekkehard von Meißen rangelten um die Nachfolge. Doch Heinrich machte sich zum lachenden Vierten: Als der Trauerzug mit dem Leichnam König Ottos Bayern passierte, nahm der Herzog in Polling rabiat die Reichsinsignien an sich und rückte sie nicht mehr raus.
Vor allem die Heilige Lanze als wichtigstes Königssymbol seiner

Zeit blieb die zentrale und darum umkämpfte Insignie, die Heinrich behielt; daß er sich gleich anschließend vom angesehenen Erzbischof Willigis krönen ließ und sich dann auf den Reichsumritt machte, um die Übernahme des Reiches zu demonstrieren, unterstreicht seinen Pragmatismus. Bei dieser Machtergreifung gab es eine unerhörte Einmaligkeit: Kunigunde wurde in Paderborn vom Mainzer Erzbischof Willigis gekrönt. Als Heinrich sein Regierungsprogramm vorlegte, in dem er seinen Herrschaftsanspruch und die -ziele formulierte, verwendete er erstmals die Bullenumschrift renovatio regni Francorum – Erneuerer des Frankenreiches als Hinweis auf eine Herrschaftstradition, in die er Karl d. Gr. einbezog. Seine Widersacher hatten ihm da längst gehuldigt.

Doch der Kaiser, der Ottos Traum vom abendländischen Großreich mit Rom als Zentrum eines wiederhergestellten Imperium Romanum aufgab, der als Bayernherzog und deutscher König zwar mit absolutem Anspruch, aber friedlich regiert hatte, aber als Kaiser fast jedes Jahr Feldzüge führte, bis das Reich im reichsumspannenden Netzwerk der Bischöfe integriert war, blieb den einen ein frommer Mönchskaiser, Reichs- und Kirchenreformator, ein vorbildlicher Christ, der Ungarns König Stephan und Volk zum rechten Glauben führte, und ein respektabler Realpolitiker. Ein Chronist des 13. Jahrhunderts rühmte ihn: "Bi im stunt wohl das Riche – bei ihm stand das Reich wohl!"

Widersacher disqualifizieren ihn als Kirchenräuber, unerbittlich und unnachgiebig, „als professionellen Inszenator seiner gottgegebenen Herrscherwürde. Und als Monarch, der Bleibendes schaffen wollte, dem aber der erbliche Thronfolger versagt blieb" (Minister Zehetmair).

In der Landesausstellung präsentierte das Haus der Bayerischen Geschichte unter der Verantwortung seines Chefs, Professor Claus Grimm, und des Dr. Josef Kiermeier den Kaiser und die Kaiserin als Herrscher, in deren Regierungszeit die Handwerke der Holz-, Metall-, Bein- und Textilverarbeitung ebenso



Romanischer Knauf eines Bischofsstabes, angeblich von Otto I. aus Limoges.

aufblühten wie der internationale Handel. Abgaben waren in ihr so festgelegt, daß sie das Reich (und den Pomp!) finanzierten, das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Untertanen aber nicht abwürgten. Schulen wurden in ihr gegründet, Begabte gefördert, Buchschreiber, Kopisten und Buchmaler schufen unerhörte Kostbarkeiten, die schönsten gerne mit Kaiserbildern und Rühminschriften versehen.

Aber auch „Leben und leben lassen" waren (umgeschriebene) Regierungsmaxime: So leistete sich das von Heinrich zum Königsstift erhobene Regensburger Niedermünsterkloster das heute noch bewunderte Evangeliar der Äbtissin Uta.

Es war in St. Emmeram angefertigt worden, finanziert aus Einnahmen, die Niedermünster in Deggendorf erzielte - ein Besitz, den Heinrich II. nie angetastet hatte, weil dieses Stift ordentlich wirtschaftete. "Klosterräuber" nannten Gegner den Kaiser, als der verlotterten Klöstern ihr Eigentum weggenommen und Äbten anvertraut hatte, deren wirtschaftlichen Sachverstand Heinrich kannte.
Bamberg war zweifelsfrei die Zentrale der Kaiserherrschaft Heinrichs II. und seiner Frau Kunigunde. Aber Niederaltaich behielt seine wichtige Stellung in den Reformbemühungen des Kaisers, und Regensburg wurde als Verwaltungszentrum ausgebaut und als Drehscheibe der Kultur gefördert. Heinrich hatte den Nachwuchs für seine Hofkapelle am liebsten aus Regensburg geholt und ein Faible für Kleriker entwickelt, die aus der Schule des charismatischen Bischofs (und heutigen Bistumspatrons) Wolfgang hervorgegangen waren, konstatiert der Regensburger Journalist Christian Feldmann.

Allerdings: Ab 1007 konzentrierten die Herrschereheleute fast alle Mittel in ihre Bistumsgründung Bamberg. Nicht, wie vorgegeben, um ein Zentrum der Slawenmission zu schaffen, sondern um mit diesem Keil im ausgedehnten Besitz des Markgrafen von Schweinfurt dessen führende Stellung im östlichen Franken zu beseitigen. Es gelang! Sogar die Alte Kapelle, einst Pfalzkirche Ludwig des Frommen, schenkte Heinrich dem „geliebten Bamberg"; die Abhängigkeit löste sich erst im 19. Jahrhundert auf.

REINHARD KRIECHBAUM – DT

Zank um des Erzbischofs Heimkehr

Die letzte Reise des letzten Salzburger Landesfürsten Hieronymus Graf Colloredo: Am 30. Mai 2003 wurden die Gebeine des Erzbischofs von Wien nach Salzburg übergeführt. Über die Heimholaktion ist ein Streit zwischen Erzbistum und Historikern ausgebrochen. Für die Kirchengeschichte Salzburgs ist Colloredo besonders wichtig.

Im Sommer vorigen Jahres wurden Wissenschafter in der Bischofsgruft des Wiener Stephansdomes tätig: Man öffnete das Grab des ehemaligen Salzburger Erzbischofs Hieronymus Graf Colloredo, untersuchte die sterblichen Überreste und bettete ihn in einen neuen Sarg: Vorbereitungen für die letzte Reise des letzten Salzburger Landesfürsten. Am 30. Mai wurde er im Salzburger Dom beigesetzt.

Um die „Heimholaktion" war ein Streit zwischen Erzdiözese und Historikern ausgebrochen, der erst bei einem Gespräch in Anwesenheit des Salzburger Erzbischofs, Alois Kothgasser, beigelegt wurde. Oder besser gesagt: beruhigt. Denn die Historiker beharren darauf: Salzburg als letzte Ruhestätte Colloredos widerspreche seinem Testament, sei also gegen seinen letzten Willen.

Wieso kam es überhaupt dazu, daß Hieronymus Graf Colloredo nicht in seiner Salzburger Bischofskirche, sondern in Wien bestattet wurde? Dazu muss man in die letzten Jahre Salzburgs als eigenständiger Kirchenstaat zurückblenden. 1803, also vor genau zweihundert Jahren, ging Salzburgs Ära als selbstständiges geistliches Fürstentum zu Ende. Colloredo musste abdanken als Landesfürst. Bis dahin war der jeweilige Erzbischof, bis heute als „Primas Germaniae" zumindest auf dem Papier der erste unter den Bischöfen nördlich der Alpen, auch



Nie populär, hat er in Wirklichkeit viel Positives bewirkt: Erzbischof Colloredo.

weltlicher Landesherr. Zum Fürsterzbistum Salzburg gehörten außer den fünf Gauen des jetzigen österreichischen Bundeslandes auch Teile Tirols und vor allem der so genannte "Rupertiwinkel", also die seit 1818 endgültig Bayern zugeschlagene Region westlich der Salzach: ein ungefähr vierzig Kilometer langes, zwanzig Kilometer breites Gebiet vom Walserberg bis knapp vor Burghausen.

Ein fester Platz in Mozarts Biographie

In der Zeit Mozarts jedenfalls gehörte Salzburg noch nicht zu Österreich. Aus der Mozart-Biographie ist der Name des letzten Salzburger Fürsterzbischofs einigermaßen gut bekannt: Hieronymus Graf Colloredo war ein typischer Landesregent im Geiste der Aufklärung. Die Verwaltung des Staates auf sicheren ökonomischen Grundlagen war sein Ziel. An barocken Formen der Frömmigkeit und an kirchlicher Prachtentfaltung war ihm überhaupt nicht gelegen. Auch die Pflege der Künste war ihm weit weniger Anliegen als die Förderung der Wissenschaften - Grund zu oftmaliger Verstimmung Mozarts, der sich hier als „zu gut bezahlt" fand „für das, was ich leiste, zu schlecht für das, was ich leisten könnte". Ein geflügeltes Wort. Ein Hofschranze des Fürsterzbischofs Colloredo, Graf Arco, gab Mozart 1782 jenen legendären Fußtritt, worauf Mozart den Dienst am Salzburger Hof quittierte und nach Wien ging.

Dieselbe Reise trat Erzbischof Colloredo achtzehn Jahre später an. Die politisch turbulenten Zeiten der napoleonischen Kriege hatten auch Salzburg voll erfasst. Erzbischof Colloredo war nie populär geworden, das Volk hatte seine wirtschaftlichen Konsolidierungsmaßnahmen immer nur mit Zähneknirschen angenommen. Seine Untergebenen haben nie gewürdigt, daß damals in Wirklichkeit viel Positives geschehen ist fürs Land. Colloredo hatte den Goldbergbau in der Tauernregion wieder aufleben lassen. Alle drei Tage gingen Salz-Fuhren mit jeweils dreißig Schiffen auf Reisen. Eine weitere wichtige Maßnahme in der Regierungszeit von Colloredo: Das Grundschulwesen wurde nach habsburgischem Vorbild reformiert, die Lehrerbildung institutionalisiert.
Trotzdem ging es schließlich im Zuge der Feldzüge Napoleons ans Eingemachte. Die Zeit war allerorten schlecht für geistliche Fürstentümer, als Europas Grenzen nachhaltig durcheinander gerieten. 1800 ging Fürst Erzbischof Colloredo nach Wien ins Exil, im selben Jahr rückten erstmals napoleonische Truppen in der Stadt Salzburg ein. Am 11. Februar 1803 legte Hieroymus Graf Colloredo die weltliche Regentschaft nieder. Erzbischof blieb er freilich bis zu seinem Tod, er führte die Amtsgeschäfte von Wien aus weiter.

„In Salzburg wurde zuerst Kurfürst Ferdinand III. von Toscana, ein Bruder von Kaiser Franz I., als neuer Regent eingeführt. Er bekam Salzburg als Entschädigung für das verlorene Großherzogtum Toskana. 1805 verwüsteten abermals napoleonische Truppen Salzburg, das im selben Jahr erstmals an Österreich fiel: Kaiser Franz I. wurde auch „Herzog von Salzburg". Es folgten Jahre unter französischer Verwaltung, ab 1810 fiel das Land ans Königreich Bayern. Prinz Otto von Bayern, der spätere König von Griechenland, wurde 1815 übrigens im Salzburger Schloss Mirabell geboren, wo seit 1811 der bayerische Kronprinz Ludwig ständig Quartier genommen hatte. Sein Vater wollte – auch ein Treppenhauswitz der Geschichte – auf dem Kapuzinerberg, gegenüber der Festung Hohensalzburg, jene Ruhmeshalle errichten, die als „Walhalla" schließlich 1842 in Regensburg gebaut wurde.

Am 1. Mai 1816 kam Salzburg endgültig an Österreich – ohne den seither deutschen „Rupertiwinkel". Colloredo, der ehemalige Landesfürst, war zu diesem Zeitpunkt schon tot. Er starb am 20. Mai 1812 in Wien und wurde im Stephansdom beigesetzt. Seine Grabstätte dort, in einem versteckten Winkel der Krypta, war nicht öffentlich zugänglich. Das war schön lange ein Stachel im Fleisch Salzburger Lokalpatrioten. Lange schon spekulierten sie mit der Überführung nach Salzburg. Seit 30. Mai sind von der frei zugänglichen Salzburger Domkrypta die sterblichen Überreste aller Erzbischöfe seit dem Beginn des Barockzeitalters beisammen (mit Ausnahme Kardinal Schwarzenbergs, der nach Salzburg noch in Prag wirkte).



Gottlieb Bodmer, König Otto I. von Griechenland (1815 - 1867)

Einfach keine Lust auf Salzburg?

Wie ist nun der Zank um Colloredos Heimholaktion zu bewerten? Die Historiker Alfred Stefan Weiss und Gerhard Ammerer bezweifeln, dass diese Reise im Sinn des Verstorbenen sei: Sie verweisen auf das Testament, in dem Colloredo ausdrücklich den Wiener Stephansdom als letzte Ruhestätte bestimmte. Die grundsätzliche Meinungsverschiedenheit beruht auf einer Interpretationsfrage. Domdechant Neuhardt argumentiert, daß für Colloredo ein Begräbnis in seiner Erzdiözese, in der damals zum Königreich Bayern gehörenden Stadt Salzburg schwer möglich gewesen sei. Stimmt nicht, halten die Historiker dagegen:
Nachdem Colloredo 1803 Salzburg als Landesherr endgültig adieu, gesagt habe, hätte er jederzeit wieder einreisen und seinen geistlichen Leitungsaufgaben in der Erzdiözese nachkommen können. „Er wollte nicht wiederkommen", interpretiert Alfred Stefan Weiss die historische Situation. Hatte der Ex-Landesherr - nun „nur noch" Erzbischof - einfach keine Lust auf Salzburg, eben weil am Ort keineswegs die Trauerfahne gehisst wurde, als er ins Exil gehen musste? Es gibt immer noch Angehörige der Familie. „Der alte Herr hätte sich wahrscheinlich gefreut, wenn ihn die Salzburger wiederhaben wollen." So äußerte sich jüngst Jerome Colloredo-Mannsfeld, ein direkter Nachfahre des Bruders von Hieronymus Graf Colloredo, gegenüber einer Salzburger Lokalzeitung. Die Familie hat also nichts gegen die Übersiedlung in die Bischofsgruft unter dem Salzburger Dom, sieht darin eher einen Akt der Wiedergutmachung, einen posthumen Friedensschluss. Diesem Familienwillen beugten sich nun auch die kritischen Historiker und akzeptierten das Vorgehen der Erzdiözese – wenn sie es auch nicht gutheißen.
Am 30. Mai war nun ein schlichter Gedenkgottesdienst mit sich anschließender Beisetzung im Dom. Der Domchor sang das „Requiem" von Michael Haydn, eine Komposition, die Colloredo zum Gedenken an seinen Vorgänger, Fürsterzbischof Schrattenbach, in Auftrag gegeben hatte. Das Haydn-Requiem war übrigens unmittelbares Vorbild für Mozarts viel berühmtere Totenmesse.

Ein Umstand, der Colloredo für die Kirchengeschichte Salzburgs besonders wichtig macht: Obwohl ihn Kaiser Franz I. mehrmals dezidiert aufgefordert hatte, auch die geistliche Würde als Salzburger Erzbischof zurückzulegen, beharrte er auf dem Amt. So kam es, daß Salzburg über die politisch turbulenten Zeiten Erzbistum blieb – eben wegen des Beharrungsvermögens von Colloredo ist es jetzt das älteste Erzbistum nördlich der Alpen, das ohne Unterbrechung Bestand hat.

Dr. Jürgen Kraus

Christian Wilhelm von Faber du Faur: Der Russlandfeldzug Napoleons 1812

Sonderausstellung im Bayerischen Armeemuseum (bis 06.01.2004)

Vor 75 Jahren erwarb der damalige Direktor des Bayerischen Armeemuseums, Dr. Hans Stöcklein, 100 Originalgraphiken, in denen Christian Wilhelm von Faber du Faur seine Erlebnisse im Russlandfeldzug 1812 wiedergab. Trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage jener Zeit scheute Stöcklein nicht das hohe finanzielle Opfer, um diese Serie für das Museum anzukaufen, da er zweifellos sofort deren unschätzbare historische Bedeutung erkannte. Tatsächlich bilden die Darstellungen Faber du Faurs bis heute die wichtigste historische Bildquelle zur Geschichte des Russlandfeldzuges. Nachdem der Bestand die Verluste des Zweiten Weltkriegs glücklicherweise überstanden hat, wird nun die komplette Folge der Originalgraphiken erstmals in einer Ausstellung präsentiert.

Faber du Faur wurde 1780 als Sohn eines württembergischen Oberst der Kavallerie geboren und genoss eine Ausbildung als Kadett. Gleichwohl wandte er sich danach nicht dem Militärberuf zu, sondern studierte die Rechte und war einige Jahre als Jurist in Stuttgart tätig. Früh prägte



Französische Soldaten beim Requirieren von Lebensmitteln. Schon der Vormarsch litt unter großer Knappheit an Nahrungsmitteln.

ihn ein stark entwickeltes künstlerisches Talent, das ihn vielleicht auch zweifeln ließ, worin seine eigentliche Bestimmung lag. Zunächst schlugen sich seine künstlerischen Ambitionen in Landschaftsbildern, historischen Darstellungen und Karikaturen nieder.

Erst unter dem Eindruck der napoleonischen Epoche hielt es ihn nicht mehr am Katheder. Auch er wurde mitgerissen von der stürmischen Bewegung der neuen Zeit, dem Sog der immerwährenden Kriegszüge, auch er musste hinaus in die Welt. Im Jahre 1809 meldete er sich mit immerhin 29 Jahren freiwillig zur leichten Infanterie, wurde aber bald darauf aufgrund seiner hohen Bildung und herausragenden Zeichenkünste zur Artillerie versetzt. Als Napoleon 1812 die Große Armee gegen Russland aufmarschieren ließ, war natürlich auch die württembergischen Armee als Teil des Rheinbundes betroffen. Etwa 15.000 Mann stark, nahm das württembergische Kontingent an dem verhängnisvollen Feldzug bis zur Katastrophe des Rückzuges teil. Nur etwa 1000 Mann kehrten hiervon in die Heimat zurück – unter ihnen auch Faber du Faur als Oberleutnant der Artillerie, mittlerweile mit dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet. Zum Vergleich – die gesamte Große Armee umfasste gut 600.000 Mann, von denen mehr als 550.000 Mann zugrunde gingen.

Faber du Faur konnte sich glücklich schätzen, der furchtbaren Katastrophe entronnen zu sein. Auch in der Folgezeit blieb er dem Beruf als Artillerieoffizier treu. Langsam erklomm er die Karriereleiter. 1840 kam er als Oberst zur Militärkommission des Deutschen Bundes nach Frankfurt und übernahm deren Vorsitz. Kurz vor seiner Pensionierung im Jahre 1851 wurde er noch zum General befördert. 1857 ist er schließlich in Stuttgart verstorben, wurde aber auf eigenen Wunsch in Frankfurt beigesetzt.

Faber du Faur hatte den Russlandfeldzug nicht nur als Artillerieoffizier vom Anfang bis zum bitteren Ende mitgemacht, sondern auch als Bildchronist der dramatischen Ereignisse. Stets führte er sein Skizzenbuch mit sich, auf den langen Etappen des Vormarsches ebenso wie in den schrecklichen Momenten des Rückzuges. Alles was er erleben und sehen konnte, brachte er skizzenhaft mit großer Detailgetreue zu Papier. Dieses Skizzenbuch aus dem Feldzug wird heute in der Anne S. K. Brown Military Collection in Rhode Island (USA) verwahrt. Auch nach den Kriegen ließ das Erlebte den Künstler nicht ruhen. Bald begann er, die Skizzen in großformatige Aquarelle umzusetzen, die überwiegend die Schrecknisse des Rückzuges enthielten. In ihrer epischen Anlage und figurenreichen Komposition trugen diese Dar-

stellungen den Charakter großer Schlachtenbilder. Sie komprimierten eine Vielzahl erlebter Momente und Episoden in einem Bild. Vier dieser frühen Werke konnte das Bayerische Armeemuseum vor wenigen Jahren erwerben; sie sind 1814 entstanden und als Auftakt in der Ausstellung zu sehen.

In den Jahren nach den Feldzügen Napoleons erschien eine wahre Flut von Feldzugsbeschreibungen, Memoiren und Bildern, welche die Ereignisse dieser kriegerischen Zeit verarbeiten sollten. Es verwundert darum nicht, dass Faber du Faur durch Freunde gedrängt wurde, seine Bilder gleichfalls einem breiteren Publikum zu öffnen, nicht nur durch gelegentliche Ausstellungen. Dazu löste sich der Künstler von seinen großformatigen Darstellungen und wählte ein kleineres Format, das für eine Bildserie taugte. In den Jahren 1827 – 1830 schuf er einen Zyklus von nahezu 100 Aquarellen, der den gesamten Verlauf des Feldzuges von 1812 schilderten. Seit 1831 erschienen die Bilder als Lieferungswerk im dem Verlag Autenried in Stuttgart. Dazu musste aber jedes fein gestaltete Aquarell in Lithographien übertragen werden, d.h. erstklassige Lithographen mussten detailgetreu die Bilder auf einen lithographischen Stein übertragen, von dem aus dann Drucke abgezogen werden konnten. Die detailgetreue Arbeit dieser Lithographen in Stuttgart bezeugt ein Beispiel in der Ausstellung. Naturgemäß nahm diese Übertra-



Napoleon verlässt mit der großen Armee Moskau. Der Marsch in die Katastrophe beginnt.

gungsarbeit erhebliche Zeit in Anspruch, so daß erst nach zwölf Jahren das Werk 1843 mit der letzten Lieferung abgeschlossen werden konnte.

Abgerundet wurde es durch einen ausführlichen Text, den der Major Friedrich von Kausler jeder Tafel beifügte. Kausler war ein Kamerad des Künstlers und hatte den Feldzug ebenfalls miterlebt. Seine Texte schildern chronologisch den Ablauf des Feldzuges, beschreiben eingehend die dargestellten Szenen und beleuchten Hintergründe einzelner Episoden.

Faber du Faur schildert in seinen Bildern den Vormarsch der Großen Armee, vom Njemen beginnenden durch Litauen bis nach Russland. Naturgetreu bildet er die Erlebnisse seiner unmittelbaren Umgebung ab. Wir sehen vorwiegend württembergische Artillerie im Lager oder auf dem Vormarsch, neben anderen württembergischen auch zahlreiche französische Truppen, vorzugsweise von der Kaisergarde. Zunächst bieten die Bilder scheinbare Idyllen: beschauliche Lager im Walde in seltsamen Strohhütten, behäbiges Biwak am Straßenrand, Geschütze vor malerischen Kirchen. Doch enthalten diese Bilder bereits manche Misstöne:

Hier werden Felder abgeerntet, dort Tiere zusammengetrieben und den Landbewohnern abgenommen – die Armee lebt aus dem Lande. Um den ungeheuren Heerwurm ernähren zu können, wird seitlich der Vormarschstraßen alles abgeerntet und der Bevölkerung alles genommen, was diese an Lebensmitteln hergeben kann. In fouragierenden und marodierenden Soldaten hat der Künstler das prekäre Versorgungsproblem der Großen Armee auf dem Vormarsch immer wieder thematisiert.

Bekanntlich wich die russische Armee vor der vordringenden französischen Armee zurück und zog sie



Französische Soldaten versuchen einen verwundeten General vor angreifenden Kosaken zu schützen. Wie viele Offiziere wurde auch dieser General von seiner Frau begleitet

immer tiefer in das Innere des russischen Reiches. Bei Borodino kam es zu einer größeren Schlacht: Faber du Faur hat sie dargestellt, zumal es galt, den Anteil der Württemberger an der Errettung des Marschalls Murat aus einer gefährlichen Lage in den Schanzen ins richtige Licht zu setzen. Weiter geht es bis Moskau, dem rettenden Zielpunkt, der Ende September erreicht wird. Doch kaum hier angekommen, steht die Stadt in Flammen, von den Russen selbst in Brand gesetzt, um der Großen Armee das ersehnte Ruhequartier zu rauben. Ausführlich schildert der Künstler die gespenstische Situation der Ruinenstadt, durch die verlorene Einwohner wie Soldaten gleichermaßen orientierungslos umherirren. In dieser Wüstenei ohne Lebensmittel kann sich die Armee nicht halten.

So muss Napoleon wohl oder übel Ende Oktober die Stadt verlassen, um die Armee zu sicheren Vorratsquellen zurückzuführen und auf einen neuen Schlag gegen die russische Armee vorzubereiten. Damit beginnt das Drama des Rückzuges. Durch ständige russische Angriffe zermürbt, quält sich der Heerwurm Richtung Westen. Schlagartig setzt im November der strenge russische Winter ein und verwandelt die Weitermarsch in ein Martyrium. In Schnee und Eis können die schweren Trosse mit Pferd und Wagen kaum vorwärts gebracht werden. Mehr und mehr Geschütze und Gespanne müssen aufgegeben werden. Wer die anstrengenden Märsche tagsüber bewältigt, erfriert vielleicht nachts im vereisten Biwak. Diesen letzten Akt des Dramas schildert Faber du Faur in erschütternden Szenen: Wir sehen die letzten verzweifelten Abwehrkämpfe gegen ständig nachdrängende Kosaken, das traurige Schicksal der Erfrorenen oder verwundet Zurückgebliebenen, den verzweifelten Kampf der Soldaten untereinander um einen Platz am wärmenden Feuer, den Egoismus, der sich jetzt im Kampf ums nackte Leben breit macht, aber auch anrührende Szenen von dem Zusammenhalt der kleinen württembergischen Schar und der Treue, mit der manche Soldaten ihre verwundeten Offiziere trotz ausweglos Situation zu verteidigen suchen. In unnachahmlicher



Einer der Höhepunkte der Katastrophe stellt die Überqueerung der Beresina am 28. November 1812 dar.

Eindringlichkeit hat der Künstler die Szenen des Rückzugs eingefangen. Sie bilden den Höhepunkt und tragischen Schlussakkord seiner Serie. Am Ende der Folge sieht man nur mehr einzelne, bis zur Unkenntlichkeit vermummte Soldaten auf kleinen Pferdeschlitten der rettenden polnischen Grenze entgegeneilen – welch trauriger Rest des einst großartigen Aufmarsches!

Das Erscheinen dieser einzigartigen Serie mit fast 100 kolorierten Lithographien muss auf die Zeitgenossen einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Kein anderes Medium zur Bildsprache stand zur Verfügung, kein Foto und kein Film, um Beteiligen und Unbeteiligten eine Vorstellung dieser ungeheuren Ereignisse zu vermitteln. Nirgends auf der Welt gab es ein vergleichbares Werk von gleichem Umfang und gleicher Qualität, das sich mit dieser Großproduktion der Zeit messen konnte. Was hier an lebensnahen Szenen, stimmungsvollen Bildern, großen Momenten wie tragischen Einzelschicksalen zu einem Ganzen verwoben wurde, bleibt einzigartig. Bis heute stellt Faber du Faurs Werk die eindringlichste und umfassendste Schilderung des Feldzuges von 1812 dar.

In Kürze wird hierzu ein Katalog erscheinen, der alle Bilder der Serie einschließlich der Vorläufer in farbiger Wiedergabe enthält, versehen mit F. von Kauslers Texten und einigen ergänzenden Erläuterungen.



Mit Decken vermummte französische Soldaten auf dem Rückmarsch, rechts erfrorene Soldaten, die bereits ihrer Kleider beraubt sind.

KURTH SCHEUERER, DORIS WITTMANN, KARL G. PESCHKE – DK

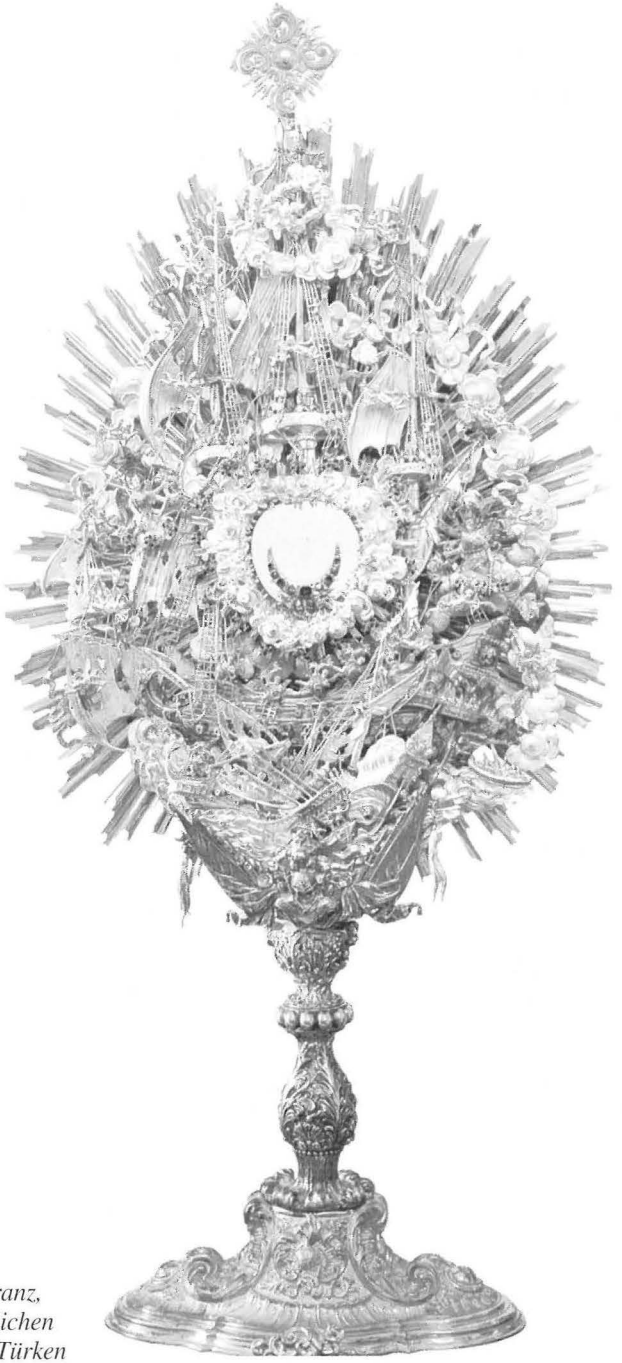
Den Menschen für Gott begeistern

Die Lepanto-Monstranz der Bürgerkongregation von Ingolstadt ist Fürbitte um Gnade und ziselierte Geschichte.

Johannes Zeckl brachte die Monstranz höchst persönlich nach Ingolstadt. In Augsburg verlud der Goldschmied seine wertvolle Fracht auf den Lech. Sicher vor Straßenräubern gelangte er mit seinem Meisterwerk zur bayerischen Garnisonstadt an der Donau. Der staunenden Bewunderung machte schnell die Ernüchterung Platz: Die reiche und ehrbare Bürgerkongregation musste das Kunstwerk abstottern. Fünf Jahre, von 1708 bis 1713, brauchte die begüterte Bruderschaft, bis sie dem Goldschmied Johannes Zeckl die Rechnung beglichen hatte.
Als die Bürgerkongregation 1612 gegründet wurde, könnten unter den Gründungsmitgliedern noch Veteranen gewesen sein, die in der spanischen Armada mitgekämpft hatten. Wenn 100 Jahre später die Schlacht von Lepanto in einer Monstranz zur Darstellung kam, war das mehr als historische Rückschau: die Fürbitte Mariens, das Wirken des Gottesgeistes waren in dieser für Europa so entscheidenden Schlacht unvergesslich geworden. Die Ingolstädter Bürgerkongregation wusste, was sie ihren bayerischen Soldaten schuldig war: Die Türken-Monstranz, wie sie im Volksmund hieß, war die allen sichtbare und verständliche Fürbitte, dass die bei Lepanto erwiesene Gnade des Sieges über die Ungläubigen die Verteidiger des katholischen Bayern nie verlassen möge.
Die dargestellte Seeschlacht fand im Golf von Korinth am 7. Oktober 1571 statt. Im 14. Jahrhundert hatten die Osmanen große Teile des Balkans erobert. 1453 fiel Konstantinopel. Im frühen 16. Jahrhundert wurde der Vordere Orient unterworfen. 1529 belagerten die Türken Wien.

Bedrohung des christlichen Abendlandes

Als 1571 auch das venezianische Zypern eingenommen wurde, beherrschte das osmanische Reich den gesamten östlichen Mittelmeerraum. Mit Kreta war nun auch der letzte Stützpunkt des Orienthandels von Venedig gefährdet, und der Papst sah nicht nur Italien, sondern auch die Christenheit bedroht. Pius V. gelang es, Venezianer und Spanier zu einem Abwehrbündnis zu vereinen. Viele abendländische Fürsten entsandten Söldner - so auch der bayerische Herzog.
Anfang Oktober 1571 trafen sich die beiden Flotten bei Lepanto an der



Die prunkvolle Lepanto-Monstranz, Feier des christlichen Sieges über die Türken

griechischen Westküste. Fast 500 Schiffe und etwa 200.000 Mann standen einander gegenüber. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Orientalen und deren größere Geschicklichkeit wurden kaum durch die technischen Verbesserungen seitens der abendländischen Flotte ausgeglichen. Große Hoffnungen setzten die Europäer auf ihre sechs Galeassen – schwere Segelschiffe mit Hilfsrudern. Die aber waren so schwer zu manövrieren, dass sie nur bei günstigem Rückenwind ihre weit reichenden nach vorne gerichteten Geschütze einsetzen konnten. Eben dieser Rückenwind kam zu Beginn der Seeschlacht auf.
So stark die zerstörerische Wirkung der Galeassen auch war, die Türken taktierten und kämpften besser und enterten das Flaggschiff Don Juans. Erst als der osmanische Oberkommandierende Ali Pascha in die Hände der Spanier gefallen und von diesen enthauptet worden war, ergriffen seine Männer die Flucht und retteten sich teilweise schwimmend an Land. Insgesamt starben an diesem Tag etwa 40.000 Menschen.

Nach der Tradition soll die Flotte der Heiligen Liga, also des von Papst Pius V. zustande gebrachten Bündnisses zwischen Spanien und Venedig, durch göttliches Eingreifen auf Fürsprache der Jungfrau Maria den Sieg über die Türken davongetragen haben. Der Verlauf der Schlacht wird von einer Taube im Wolkenkranz an der Spitze der Monstranz gelenkt – Sinnbild des Heiligen Geistes.

Engel blasen Wind in die Segel

Engel blasen Wind in die Segel, schleudern Blitze und schießen Pfeile mit Armbrüsten. Auf der linken Seite der Lunula – so bezeichnet man die sichelförmige Halterung für die Hostie, die mit Edelsteinen verziert ganz aus dem Schlachtgeschehen herausgenommen zu sein scheint - ist der Erzengel Michael auf einer Wolke zu sehen, er hält die Siegeskrone in der linken Hand und einen Schild in der rechten, der die Inschrift trägt: „Quis ut Deus? – Wer ist wie Gott?“ Auf der rechten Seite, etwas tiefer, kniet Maria, von einem Sternenkranz umgeben, das Szepter in der linken Hand.
Das christliche Schiff ist in Gold gearbeitet, das sinkende Türkenschiff in Silber. Don Juan d'Austria, Flottenkommandant, Sohn Karls V. und der Barbara Blomberg, befehligt die Schlacht vom Ausguck des Hauptmastes. Auf der linken Seite sieht man Herzog Albrecht V. von Bayern, der tausend Mann in die Schlacht sandte, auf dem zweiten Ausguck.

500 Galeeren aus Venedig

Auf der rechten Seite ist der Doge von Venedig, der 500 Galeeren sandte, und nahe Herzog Albrecht V. ist eine Figur, die möglicherweise das Selbstporträt des Goldschmieds in



Nahezu eine Grenzüberschreitung ist das detailselige Bild der Schlacht von Lepanto (1571), das in der Monstranz der Bürgerkongregation Maria de Victoria die Hostie umgibt. Hier: der Hl. Geist, Winde blasende und schießende Engel, im mittleren Mastkorb der Doge von Venedig.

Seemannskleidung zeigt. Trotz des kleinen Maßstabs sind alle Personen fein und detailliert gearbeitet.

Das kleine Medaillon am Heck ist ein Bildnis Papst Pius V. vor den Albaner Bergen. Die Wappen am Schiffsrand sind die der verbündeten Christenlande. Vier Engel unterhalb der Lunula halten Wappen in Emaille-Arbeit in der jeweils linken Hand: Venedig, Habsburg, Bayern-Tirol und Spanien. Mit der jeweils rechten Hand schleudern sie Blitze auf die Türken. Am Heck des christlichen Schiffs sind das Porträt und das Wappen Papst Pius V. angebracht.

Neben dem sinkenden türkischen Schiff entdeckt man Sultan Selim II. in einem Rettungsboot mit Türken. Auf dem sinkenden Schiff hält Sultan Kara Mustapha verzweifelt nach Land Ausschau, während seine Haremsdamen hoffnungslos ertrinken.

Die zahlreichen Engel sind auf kleinen Federungen angebracht und beginnen sich bei der leichtesten Berührung zu bewegen. An Deck und in den Mastkörben macht man, erkenntlich an den Uniformen, Matrosen verschiedener christlicher Länder aus: Tiroler und Spanier, Österreicher und Italiener, nicht zuletzt Bayern.

Am Fuße der Monstranz sind Siegestrophäen zu sehen. Der Originalfuß zeigte einst einen knienden Türken.

Gerade am Tag der Schlacht hatte die römische Rosenkranz-Bruderschaft ihre Bittgänge abgehalten und Papst Pius V., der sich so sehr für die christliche Allianz eingesetzt hatte, meinte an diesem Tag in einer Art von Verzückung, bereits den Sieg zu schauen.

1572 bestimmte er, dass am Jahrestag der Schlacht ein Dankfest

zum „Gedächtnis unserer lieben Frau vom Sieg“ gehalten werde. Dieser Titel ist nicht verwunderlich, denn bereits seit der Spätantike wurde Maria, die Mutter Gottes, als „Hilfe der Christen“ und als „Vorkämpferin“ gepriesen, der man Siegeslieder widmete.



Hier: das christliche Siegerschiff in Gold, das sinkende Schiff der Türken in Silber.

Zwischen Himmel und Erde

Die Lepanto-Monstranz weist eine Dreiteilung auf, die ein Spiegelbild sowohl der Kirche als auch jedes einzelnen Menschen liefert. Der Fuß mit der ursprünglichen Gestalt eines knienden Türken entspricht den Anfeindungen, welchen die Kirche ständig ausgesetzt ist, zum anderen unserer eigenen ungläubigen, also zweifelnden und sündhaften Natur.

Der Aufsatz mit der Seeschlacht zeigt den Kampf zwischen Glaube und Unglaube. In der höchsten Ebene unter dem krönenden Kreuz schwebt in einem Wolkenkranz die Taube des Heiligen Geistes: Vertrauen wir auf die Lehren, welche uns Jesus Christus überbracht hat, und hören wir auf die vom Heiligen Geist beseelten Worte des Priesters.

Ein mahnendes und tröstendes Bild also, das ganz den Gepflogenheiten der Jesuiten entsprach:

Mit allen Sinnen auf den Menschen einwirken, um ihn für Gott zu begeistern.

Zum Thema

Die Lepanto-Monstranz ist der größte Schatz der Bürgerkongregation Maria de Victoria in Ingolstadt. Bei all ihrem unschätzbaren Wert ist sie doch nichts anderes, als ein in gläubigem Bewusstsein gewolltes Behältnis, das den Leib Christi zur würdigen Verehrung aufnehmen soll.

RED.

Dr. Ernst Aichner

Zum zweiten Male:

Zinnfigurenwettbewerb „Herzog von Bayern“ im Bayerischen Armeemuseum

25. bis 27. April 2003

Nach dem Erfolg des Vorjahres waren sich die „Gesellschaft Kunst und Figur“ und das Bayerische Armeemuseum schnell einig, den Zinnfiguren-Wettbewerb „Herzog von Bayern“ zu einer gemeinsamen Dauereinrichtung werden zu lassen. Bestätigung fand man sehr bald durch die Veröffentlichungen in der Fachpresse, die außerordentlich positiv waren, besonders erfreulich ist ein sehr anerkennender Artikel in der bedeutendsten englischsprachigen Sammlerzeitschrift „Military Modelling“ gewesen.

Wiederholt wurde uns schon die Frage gestellt, wie es denn zu dieser Namensgebung gekommen sei. Grundsätzlich ist hier vorauszuschicken, dass es bei den Zinnfigurensammlern durchaus nicht selten ist, einer solchen Veranstaltung einen historischen Namen zu geben. Nun verteilt die Gesellschaft seit ihrem ersten Wettbewerb im Jahre 2001 sehr passende Preise: Es handelt sich um Nachbildungen eines Siegels des Herzogs Rudolf I. von Bayern, aus dem Jahre 1313, welches diesen – einem weit verbreite-



Aussteller

ten Brauch jener Zeit entsprechend – als gerüsteten Reiter auf sprengendem Pferd zeigt. Als das Bayerische Armeemuseum dann 2002 in das Unternehmen einstieg, haben wir aber doch bei der herzoglichen Verwaltung in München um Zustimmung zu dieser Namensgebung gebeten. Sehr schnell bekamen wir auch einen positiven Bescheid, wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil wir im Namen der Gesellschaft die Versicherung abgaben, daß keine pornographischen und keine Gewalt verherrlichenden Figuren zum Wettbewerb angenommen werden.

Glücklicherweise hat die Gesellschaft keine Präferenzen: Es ist dem Sammler freigestellt, ob er flache oder plastische Figuren in den Wettbewerb schickt. Ging man aber durch den Ausstellungsraum, so wurde sehr schnell deutlich, daß die plastischen Figuren eindeutig dominieren. Dies ist auf neue Sammelgewohnheiten zurückzuführen, die wiederum aus veränderten Lebensbedingungen resultieren. Wurde auch die reguläre Arbeitszeit für die Menschen in den vergangenen Jahrzehnten stark verkürzt, so verlagern sich manche Arbeiten, insbesondere die berufliche Weiterbildung, mehr und mehr in die eigenen vier Wände. Ist also die Zeit fürs Steckenpferd eher knapper geworden, so sind andererseits die Ansprüche an die Qualität der Bemalung extrem gewachsen. Träumte früher jeder Sammler von einem Großdiorama mit mehreren tausend Figuren, so geht jetzt der Weg zur schönen Vitrinenfigur (Arbeitszeit 50 bis 80 Stunden für eine Fußfigur und 80 bis 100 Stunden für einen Reiter!) oder allenfalls noch zum Kleindiorama. Der beschränkte Platz in einer Wohnung ist dann oft noch ein zusätzlicher Anstoß für diese Entwicklung.

Daß ein guter Maler daraus aber einen Beruf machen könnte, zeigte das Kleindiorama, darstellend eine Szene mit etwa 20 Figuren aus der Schlacht bei Crecy und geschaffen von dem Italiener Mario Venturi. Für dieses Werk, das die Gesellschaft eigens für den Wettbewerb nach Ingolstadt organisierte, soll ein amerikanischer Sammler im vergangenen Jahr 70.000 Dollar bezahlt haben! Es dürfte an diesen Tagen wohl zum ersten und zum letzten Male in Deutschland gezeigt worden sein, denn es ging dann in die Vereinigten Staaten zurück.

Es war ein schöner Zufall, dass noch rechtzeitig zum Beginn des Wettbewerbes ein klassisch-schönes Großdiorama mit mehr als 7000 Flachfiguren präsentiert werden konnte. Es wird auch keine drei Tage, sondern – als Leihgabe der Stadt Neusäß bei Augsburg – für eine Reihe von Jahren im Bayerischen Armeemuseum bleiben. Vermittelt



Recamier, geschaffen nach dem berühmten Gemälde von David. Daran sind zwei klare Entwicklungen zu erkennen: Zum einen kann man nicht mehr nur von „Zinnsoldaten" sprechen, weil es schon zu viele nicht–militärische Figuren im Formenschatz gibt und Frau Cesario gehört zu einer Avantgarde hochbegabter Malerinnen, welche die früher nahezu ausschließlich von Männern verteidigte Bastion der Zinnfigurensammler stürmen werden. Daß dies auch heute noch eine männliche Domäne ist, kann nicht geleugnet werden, aber die Frauen kommen auf!

hat dies der Schöpfer des Dioramas, Herr Martin Sauter aus Augsburg, welcher ein langjähriger Freund und Förderer unseres Hauses ist.

750 Exponate wurden eingereicht und damit ist das Ergebnis vom Vorjahr erneut übertroffen worden! Waren auch – wie erwähnt – die plastischen Figuren in der Mehrzahl – so sollte doch Catherine Cesario aus Frankreich zeigen, was man aus einer Flachfigur machen kann. Sie erhielt in dieser Abteilung den hochbegehrten Preis „Best of Show" für eine hinreißend–schöne Madame

Ein besonderes Charakteristikum der Veranstaltung ist, daß sie jüngeren und neuen Sammlern auch Weiterbildung anbietet. Als Ehrengäste konnten sehr bedeutende Maler aus England, Frankreich, Italien und Spanien gewonnen werden, die nicht nur ihre schönsten Arbeiten mitgebracht haben, sondern auch Vorführungen ihrer Malkunst gaben. Es waren richtige Seminare, wobei die Gesellschaft auch eine Kamera organisiert hatte, die den Bemalungs-

vorgang auf eine Leinwand übertrug, so daß die vielen Gäste gleichzeitig zusehen konnten.

Unter den Ehrengästen war auch Pietro Cicero, der nicht unerwähnt bleiben soll. Der Besitzer eines Restaurants in Reggio Emilia / Italien sammelt nur bayerische Soldatenfiguren! Das möchte man doch nicht glauben und so war es nicht verwunderlich, daß ihn Eleonore Wöhrle, ehrenamtliche „Kaskett"-Mitarbeiterin, in ihrem Artikel im „Donau Kurier" besonders hervorhob.

Unter den ausländischen Sammlern stellten die Italiener mit 280 eingereichten Figuren das größte Kontingent, gefolgt von den Franzosen und erstmals waren auch Griechen (mit 60 Figuren!) und Ungarn dabei. Wie schon im Vorjahr kamen Sammler und Händler aus England, Österreich, Polen, Schottland, der Schweiz, Spanien und den Vereinigten Staaten. Die Händler spielen selbstverständlich auch eine wichtige Rolle, denn sie finanzieren den Wettbewerb! Ein besonderer Sponsor ist hier die Firma Pegaso aus Siena in Italien.

Das Bayerische Armeemuseum ist der „Gesellschaft Kunst und Figur" zu besonderem Dank verpflichtet, denn zweifellos trägt dieser Wettbewerb dazu bei, den Bekanntheitsgrad des Hauses zu erhöhen. 1450 Besucher wurden an den drei Tagen gezählt, was in einem „Wintermonat" ein absoluter Rekord ist! Stellvertretend für alle unsere Freunde aus der „Gesellschaft Kunst und Figur" danke ich Herrn Bruno Schmäling und unserem Ingolstädter „V-Mann" Carsten Abel (auch Mitglied beim Verein der Freunde!), der für diese besondere Verpflichtung viel Freizeit opfern muss.



Den Abdruck dieses schönen bayerischen Reitersiegels er hielten diePreisträger des Zinnfiguren Wettbewerbs „Herzog von Bayern" zur Erinnerung an ihren Erfolg.

Der Termin für das kommende Jahr steht schon fest: 2. bis 4. April 2004. Alle Freunde des Bayerischen Armeemuseums sollten sich diesen Termin freihalten. Auch wenn man kein Zinnfigurensammler ist: Der Besuch lohnt sich schon wegen der einmaligen Atmosphäre dieser Veranstaltung!

Dr. Ernst Aichner

„Festungen"

Sonderausstellung im Bayerischen Armeemuseum (27.05.2003 bis 21.03.2004)

Darstellungen von Festungen und vom Festungskrieg waren seit der Gründung Sammelgebiete des Bayerischen Armeemuseums. Dieses sollte dem Offizier der Königlich Bayerischen Armee Hilfestellung geben, wenn er auf dem Gebiet der Militärgeschichte arbeitete. Daher sammelte man in der Graphischen Abteilung nicht nur Darstellungen aus Bayern, sondern versuchte alle wichtigen Festungen in Europa und alle bedeutenden Belagerungen dokumentierten zu können. Daher besteht die Sammlung des Hauses überwiegend aus Druckgraphik, denn die Zeitgenossen interessierten sich doch auch schon für diese Befestigungen und Ereignisse.

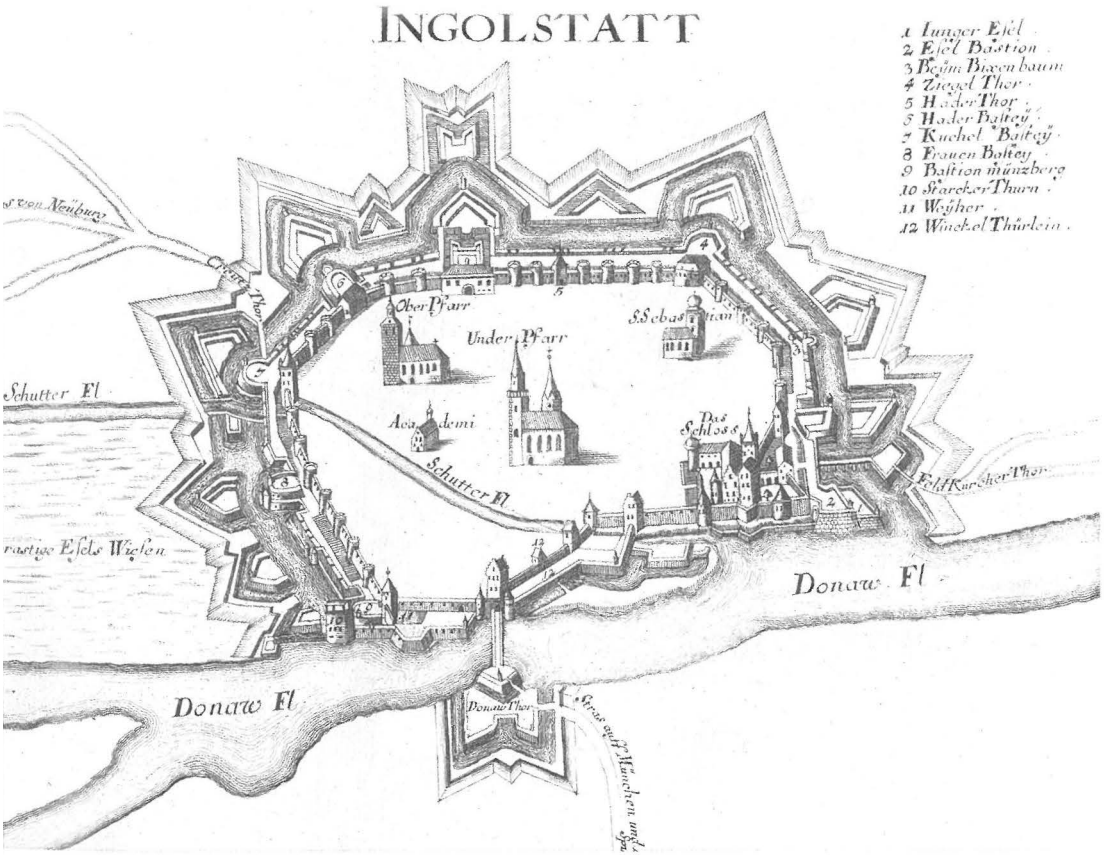
Dazu kommt ein kleiner aber feiner Bestand an handgezeichneten Plänen



Seine königl. Hoheit Prinz Adalbert von Bayern (rechts) und Bgm. Albert Wittmann (links), OTL a.D. und Mitglied im Freundeskreis, zusammen mit Dr. Aichner bei der Ausstellungseröffnung. Der Großvater des Prinzen, der ebenfalls Adalbert hieß, war Gründungsmitglied des Vereins der Freunde des Bayerischen Armeemuseums.

und hier dominieren – was nicht überraschen kann – bayerische Festungen, wie Forchheim, Germersheim, Königshofen, Landau/Pfalz, Passau oder Würzburg. Die bayerische Landesfestung Ingolstadt war ohnehin in einer Sonderausstellung im Reduit Tilly dokumentiert.

Für die Bayerische Armeebibliothek war das Thema „Festungen" ebenfalls ein wichtiges Sammelgebiet, denn besonders von den Ingenieur- und Artillerieoffizieren wurden umfassende Kenntnisse auf diesem Gebiet erwartet. So können zahlreiche kostbare Bücher vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart präsentiert werden, denn auch in einer Zeit, in der es keine Königlich Bayerische Armee gibt, wird diese wichtige Abteilung weiter ausgebaut. Aufgelockert wird die Ausstellung durch Exponate aus der Gemälde-



Kupferstich um 1670

sammlung, wie etwa durch ein Bild mit preußischen Artilleristen vor der Festung Ehrenbreitstein oder ein Gemälde von Louis Braun, welches bayerische Pioniere bei nächtlichen Schanzarbeiten vor der Festung Belfort im Kriege von 1870/71 zeigt. Ganz köstlich ist ein Porträt eines bayerischen Ingenieursoffiziers, der sich – was ganz gewiss streng verboten war! – vor einem Werk der Festung Germersheim darstellen ließ.

Diese Sonderausstellung war schon lange geplant. Wir hätten sie aber vielleicht noch verschoben, wenn es heuer nicht zwei besondere Ereignisse gegeben hätte: zum einen eine Fortbildungsveranstaltung der deutschen Antiquare, deren Teilnehmer jetzt schon zum zweiten Male in das Bayerische Armeemuseum kamen, zum anderen die gemeinsame Ver-



Stahlstich um 1850

sammlung der Deutschen Gesellschaft für Festungsforschung und der „Interfest" im Herbst in Ingolstadt. Die beiden wichtigsten Vereinigungen, die sich mit diesem Thema befassen, tagen zum ersten Mal gemeinsam und dies war durchaus den Schweiß des Edlen wert! Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil wir uns auch davon wertvolle Hinweise und Anregungen erwarten.

Sicher wird dieses Unternehmen im Schatten der Faber du Faur-Ausstellung stehen, aber vielleicht wird gerade so dem Thema „Festungen" mancher neue Freund und Interessent gewonnen.

Die Ausstellung kann auch keine umfassende Darstellung der Geschichte des Festungsbaues sein. Es ist ein weiterer Versuch, dem Betrachter Einblicke in unsere Depots zu geben. Das kann gerade auf diesem Sektor nicht mit einer permanenten Ausstellung geschehen, denn sowohl Graphik als auch Bücher wollen es lieber dunkel haben. Das Bayerische Armeemuseum kommt hier in besonderer Weise seiner Verpflichtung als wissenschaftliche Institution nach, indem es ganz speziell auch an die Forschenden Hinweise auf Schätze gibt, welche aus konservatorischen Gründen primär im Verborgenen blühen müssen, aber der Wissenschaft jederzeit zur Verfügung stehen.

Bayerische Armeebibliothek

Postanschrift:	Bayerisches Armeemuseum Postfach 21 02 55 D – 85017 Ingolstadt
Hausanschrift:	Proviantstraße 1 D – 85049 Ingolstadt
Telefon: **Telefax:**	08 41 – 9 37 71 23 08 41 – 9 37 s72 00
Bibliothekssiegel:	209
Sammelgebiete:	Militärwissenschaft, Militärgeschichte, Allgemeine Geschichte, Kunstgeschichte, Werke über die Bayerische Armee.
Benutzungsmöglichkeiten:	Ausleihbibliothek (bis auf Präsenzbestand), Magazinbibliothek mit Leseraum. Der Freihandbestand umfaßt Bibliographien, Kataloge und Nachschlagewerke.
Öffnungszeiten:	Montag bis Donnerstag 13.00 – 16.00 Uhr Freitag 09.00 – 12.00 Uhr



Notizen



Kriegsweihnacht 1916